

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 24 (1883)

Artikel: Aus dem Missionsleben der katholischen Kirche in den Heidenländern
Autor: Niederberger, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Missionsleben der katholischen Kirche in den Heidenländern.

I.

Es muß Einer noch wenig im Goffine gelesen haben, oder noch selten am hl. Dreifaltigkeitssonntage in die Predigt gegangen sein, sonst weiß er aus dem Evangelium dieses Tages, daß einmal der liebe Heiland zu seinen Aposteln gesagt hat: „Geht hin in die ganze Welt, unterweist alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes und lehret sie Alles halten, was Ich euch befohlen habe! Und sehet, Ich bleibe bei euch, bis an das Ende der Zeiten.“ Und nachdem dann zu Pfingsten der hl. Geist auf die Apostel herabgekommen war, so sind dieselben nach dem Auftrag Christi in die weite Welt hinaus gegangen, um den Juden und Heiden das Evangelium zu verkündigen. Weil sie aber nicht selber überall hingehen konnten und als sterbliche Menschen früher oder später aus diesem Leben scheiden mußten, so haben sie nach dem Befehl Christi auch Andere zu Bischöfen und Priestern geweiht und sie mit den gleichen Vollmachten in die Welt hinausgesendet, wie sie selbst von ihrem göttlichen Meister gesendet worden waren.

Das waren die ersten Missionäre in den Heidenländern. Und Gott hat ihre Mühe und Arbeit wunderbar gesegnet und der Schweiß und das Blut, so sie für Ausbreitung des Glaubens vergossen, hat tausendfältige Frucht gebracht. Tausende, ja nach und nach ganze Völker haben sich zum Christenthum bekehrt und sind durch die hl. Taufe Kinder Gottes und Erben des Himmelreichs geworden. — Aber die Welt ist groß und viele Menschen waren gar sehr auf ihren Götzendienst versessen; man kann also wohl begreifen, daß die ersten Glaubensprediger bei weitem nicht Alle bekehren konnten. Wenn sie auch Hunderttausenden das Glaubenslicht angezündet haben, so sind daneben noch Millionen in den Finsternissen

des Heidenthums geblieben. Auch sind im Laufe der Jahrhunderte manche Völker, wo einst das Christenthum blühte, wieder abgefallen vom wahren Glauben.

Endlich sind erst in spätern Jahren neue Länder, ja ganze Welttheile, wie Amerika und Australien, entdeckt worden, von denen man zu Apostelzeiten und noch mehr als 1000 Jahre nachher noch nichts gewußt hat. Und da haben auch Menschen gewohnt; aber diese armen Menschen waren halb oder ganz wild und hatten vom Christenthum und vom wahren Gott nie etwas gehört. — So hat es denn also den Missionären nie an Arbeit gefehlt und das Missionswerk, welches die Apostel angefangen, mußte und muß immer fortgesetzt werden.

Einen großen Aufschwung hat das Missionsleben der katholischen Kirche gerade in unserm Jahrhundert genommen. Denn einerseits sind besondere Vereine gegründet worden, deren Mitglieder durch ihre kleinen Beiträge jährlich große Summen zusammenlegen, durch welche für die vielen Reisekosten der Missionäre und für die allseitigen Bedürfnisse der Missionen in den Heidenländern einigermaßen gesorgt werden kann; so z. B. der Verein für Verbreitung des Glaubens und der Kindheitsverein u. s. w. Andererseits sind zu den alten geistlichen Orden, welche seit vielen Jahrhunderten im Missionsleben Großes geleistet haben und noch leisten, viele neuere religiöse Genossenschaften hinzugekommen, die ebenfalls in den Heidenmissionen thätig sind; besonders auch viele weibliche Orden, welche in den Heidenländern durch ihre Schulen, durch Aufnahme armer Heidenkinder und durch Krankenpflege außerordentlich viel Gutes wirken. — Einen nicht geringen Dienst haben den katholischen Missionen, ohne es zu wollen, auch jene Länder geleistet, welche zum eigenen Schaden die Ordensleute vertrieben und sie gezwungen haben, in der Heidenwelt einen Wirkungskreis zu suchen, der ihnen

von sogenannten Christen nicht mehr gestattet werden wollte.

Endlich hat das Missionswerk einen ganz besondern Aufschwung genommen durch den Umstand, daß in einzelnen Staaten fremder Welttheile wie z. B. in den „Vereinigten Staaten von Nordamerika“ durch die Verfassung die Glaubensfreiheit gewährleistet ist, und zwar nicht bloß auf dem Papier, wie in vielen Schweizerkantonen, oder wie in unserer Bundesverfassung, wo sie zwar auch in einem Artikel steht, aber dann in andern Artikeln wieder so arg beschnitten wird, daß wenigstens für uns Katholiken in vielen Dingen blutwenig Freiheit übrig bleibt. Und wenn man findet, daß man der katholischen Kirche in der Verfassung selber die Handschellen noch zu wenig fest angezogen habe, so weiß man das Versäumte durch allerlei Gesetze noch überflüssig nachzuholen. Ganz anders in Nordamerika. Da können die Katholiken z. B. neue Klöster bauen, so viel sie wollen. So haben ja, wie bekannt, schon vor vielen Jahren einige Benediktiner von Einsiedeln dort ein neues großes Kloster gebaut; ein gleiches haben auch die Kapuziner und viele andere Orden gethan. Und welcher Unterwaldner wüßte nichts davon, wie vor noch nicht 10 Jahren der Pfarrer von Engelberg, P. Frowin, und unser Landsmann P. Adelhelm Odermatt nach Amerika als Missionäre ausgewandert sind und dort bereits ein großes neues Kloster gegründet haben. Wie verlautet, hat der Letztere bereits wieder Anstalten getroffen, zu hinterst in Amerika ein zweites Kloster zu bauen. Und unsre Schwestern von Maria-Rikenbach, unter denen wir auch mehrere Unterwaldnerinnen zählen,*) haben dort nun schon zwei Klösterlein eingerichtet und halten Schule, daß es eine Freude ist. Denn auch den christlichen Schulen ist dort volle Freiheit gestattet. Ebenso frei kann dort der Papst neue Bisthümer errichten nach Bedürfniß. Wäre Tessin in Amerika, es hätte schon längst einen Bischof gehabt; und wenn das katholische Solothurn unter dem protestantischen Präsidenten von Nordamerika wäre, so müßten die Solothurner nicht außer Landes gehen, wenn sie das Sakrament der Firmung empfangen wollen. Denn in Nordamerika ist auch von den Einfältigsten Keiner so

einfältig, daß er meinte, das Vaterland wäre in Gefahr, wenn der rechtmäßige Bischof einige hundert Kinder zu firmen in's Land käme. Auch sind die Amerikaner nicht so angsthaft, wie andre Leute, die schon Hühnerhaut bekommen, wenn sie nur von ferne eine Klosterkutte oder einen Jesuitenhut sehen. Der liberalste amerikanische Staatsmann schläft keine Minute weniger, wenn auch ein ganzes Kontingent aus Europa vertriebener Jesuiten oder anderer Klosterleute in New-York an's Land steigt, oder wenn Hunderte von Ordensschwestern die Kinder das A. B. C. lehren. Freilich nicht in allen Ländern ist es so, wie in den „Vereinigten Staaten von Nordamerika.“ Es gibt viele Reiche und fast alle Welttheile, wo die Missionäre nur unter unsäglichen Opfern und Gefahren an der Befehrung der Heiden arbeiten müssen. Und schon Viele derselben sind theils dem ungesunden Klima, theils auch blutigen Verfolgungen zum Opfer gefallen. Doch das schreckt den Eifer der Missionäre nicht ab. Tausende von Priestern und Ordenspersonen wandern in die entferntesten Weltgegenden, um den armen Heiden und selbst den wildesten Völkern das Evangelium zu verkündigen.

Es erscheint in Freiburg im Breisgau seit 10 Jahren eine Monatschrift mit dem Titel: „Die katholischen Missionen“*) mit vielen sehr schönen Abbildungen. In dieser Schrift, die am Ende des Jahres ein großes Buch gibt, ist sehr viel Merkwürdiges und Lehrreiches aus dem Missionsleben und dem Leben der fremden Völker aus allen Welttheilen zu lesen. Aber wenn auch die Schrift überaus billig ist, so können sie doch nicht Alle anschaffen und ganz unbelesene Leute würden auch nicht Alles wohl verstehen.

Damit aber auch das gemeine Volk vom großen Missionswerk der katholischen Kirche vernehme, will ich im Kalender aus dem vielen Gelesenen etwas Weniges erzählen. Wenn die Leute da lesen von den unsäglichen Mühen und Sorgen der guten Missionäre in den Heidenländern und dabei denken, daß auch in unsern Gegenden vor uralter Zeit der katholische Glaube unter ähnlichen Mühen und Opfern ausgebreitet worden, so werden sie diesen hl. Glauben nur um so höher schätzen und Gott dafür danken. Und wer etwa im Verein der hl. Kindheit ist oder in der „Verbreitung des Glaubens“, der wird dann

*) Schw. Scholastika von Matt, Schw. Anselmina Jann, Schw. Klara Bünler.

*) Man kann sie bei jeder Buchhandlung bestellen.

die paar Bagen wieder um so lieber zahlen, wenn er sieht, wie sehr die Missionäre einer solchen Gabe bedürftig sind. Und wer beim Lesen bemerkt, daß es meistens Ordensleute sind, welche in die fernsten Welttheile ziehen, um da unter den größten Sorgen und Mühen aus Wilden gesittete Menschen und aus Heiden gute Christen zu machen, so denkt er vielleicht, wir sollten für solche Ordenspersonen ein wenig besser Sorge tragen; wir könnten sie in Europa auch noch brauchen und hätten für sie Arbeit übergenug; denn an Wilden und Halbwilden fehlt's auch bei uns nicht und im Norden und Brennen, wie's oft bei den Wilden anderer Welttheile vorkommt, haben wir's auch schon ordentlich weit gebracht. Und zu einer Art Vielweiberei, wie sie bei den Wilden gäng' und gäb' ist, hat unser eidgehörtsches Ehescheidungsgeß auch schon den Anstoß gegeben; sind ja im Jahre 1880 nur in der kleinen Schweiz 800 Ehepaare durch gänzliche Scheidung auseinander gegangen, wohl die meisten, um zu Lebzeiten ihrer rechtmäßigen Ehehälften sich wieder zu verheirathen und vielleicht nach Jahr und Tag sich wieder zu scheiden. Und wenn gar der Schenk und der Belzebub mit ihrem gottesverläugnenden Schulgeß Meister werden sollten, dann werden wir ein Geschlecht heranwachsen sehen, das man später von den Wilden nur noch an der Farbe unterscheiden kann. — Doch jetzt ist mein Vorspruch schon gar zu lang und langweilig geworden. D'rum jetzt zu den Missionen; aber zuerst noch ein paar Worte vom Reisen.

II.

Wenn heutigen Tags vom Reisen die Rede ist, so denkt man sich dabei meistens mehr oder minder schöne, breite Straßen, gepolsterte Postwagen, Dampfschiffe und Eisenbahnen, elegante Gasthöfe und da für den Magen einen wohlgedeckten Tisch und für's Uebernachten Schatten und Schärmen und ein gutes Bett. Auch braucht man sich auf unsern Reisen nicht übermäßig zu quälen mit vielen Kisten und Kasten; ein Handkoffer oder Nachtsack thut's schon für weit, wenigstens für's Mannenvolk. (Die Damenwelt braucht freilich mehr, weil es die Mode erfordert, täglich ein halbes Duzend mal sich umzukleiden.) Und fehlt uns was auf unserer Reise, nun so „scheniert“ das wenig; um Geld und gute Worte kann man in jedem Dörflein „prompt und solid“ bedient werden.

Wird Einer krank auf der Reise, so ist das freilich fatal; aber nur ein Bißchen Geduld, bei der nächsten Station ist ja ein Arzt und vielleicht gar ein Spital und im Spital eine barmherzige Schwester, die dem Kranken, ob fremd oder heimisch, tröstend und helfend zur Seite steht. Leider! nicht völlig so bequem haben's die guten Missionäre auf ihren Reisen in den Heidenländern.

Vor wenigen Jahren, Anfangs 1879, wurden mehrere meistens deutsche und österreichische Jesuiten nach Süd-Afrika gesendet, um dort in einem ihnen angewiesenen Landesstrich den armen Negern das Evangelium zu verkünden. In willigem Gehorsam ergriffen sie den Wanderstab und gelangten über Land und Meer glücklich nach dem heißen Afrika. Aber am Ort ihrer Bestimmung waren sie noch lange nicht. Monate lang, abgeschnitten von aller gesitteten Welt, mußten sie ungeheure Länderstriche durchwandern, wo nur wilde Thiere und oft noch wildere Menschen hausten. Von Straßen und Pässen, von Wirthshäusern und Herbergen war da keine Rede, geschweige von Dampfschiffen und Eisenbahnen. Auch Brücken und Stege gibt es da nicht, um über Flüsse und Bäche zu kommen. Aber gleichwohl reizten unsere Missionäre zu Wagen, die mit 16 bis 18 Ochsen bespannt waren und ihnen zur Wohn- und Schlafstätte dienten, wenn sie überhaupt schlafen konnten; denn oft störte sie das Geheul der wilden Thiere, oft die empfindliche Kälte der Nächte, die merkwürdiger Weise manchmal sehr groß ist in diesen Gegenden, wo man während des Tages vor Hitze fast verschmachten muß. Diese Wagen mußten ihnen auch sonst für alles Mögliche dienen: als Küche und Keller, als Sakristei und Werkstätte, als Apotheke und Bibliothek, als Magazin für allerlei Waaren und Werkzeuge, sogar als Waffen-Depot und Pulverkammer.

Manch' Einer, der sich einen Missionär in den Heidenländern einfach mit dem Kreuz auf der Brust und dem Brevier unter dem Arm vorstellt, wird den Kopf schütteln über einen solchen „Bagasche-Wagen“ und gar über Wehr und Waffen eines christlichen Glaubensboten. Aber was z. B. gerade den letzten Punkt betrifft, so wäre es Keinem zu rathen, in diesen Gegenden, wie überhaupt in vielen fremden Ländern ohne Pulver und Blei zu reisen schon wegen den wilden Thieren. Weiß man ja, daß z. B. in Ostindien alljährlich Tausende von Menschenleben den Tigern und Schlangen zum Opfer

fallen. Ueberdieß ist es den armen Missionären auch wohl zu gönnen, wenn sie auf ihren langen Reisen durch solche unwirthliche Gegenden auch ein' und andere mal ein Stücklein Fleisch von einem geschossenen Wildpret auf ihrem magern Tisch haben. Endlich ist noch zu wissen, daß Wehr und Waffen in den Augen der Neger ein gar köstliches Geschenk sind, mit welchen die Missionäre nicht selten die Niederlassung im Gebiet eines Negerhäuptlings oder auch nur den Durchpaß erkaufen müssen. Von Geld wissen diese Neger nichts; wenn sie etwas kaufen, so zahlen sie mit Lebensmitteln oder andern Waaren, die sie etwa haben. So bekommt man von ihnen z. B. für eine Flinte eine Kuh sammt dem Kalb; für vier Wolldecken einen starken Ochsen. Für ein Gewehr verdingt sich ein Mann auf ein ganzes Jahr zur Arbeit. Freilich machen sich die Neger gar oft vor Gallustag aus dem Staub, wenn's ihnen gelingt, etwas mitlaufen zu lassen. So hatten unsere Missionäre zwei junge Burschen auf ein Jahrgedungen, Jeden für ein Gewehr. Aber schon nach drei Wochen waren sie verduftet und mit ihnen ein Gewehr und zwei Wolldecken. Es ist darum für die Missionäre durchaus nothwendig, daß sie einen großen Vorrath von allerhand Waaren mitführen, um die Träger und Ochsentreiber damit zu bezahlen und um durch Geschenke gut Wetter zu machen bei den Negerhäuptlingen. Denn die haben oft auch ihre Launen und lassen die Missionäre nicht passieren, wenn sie ihnen nicht etwa eine schöne Flinte und ein Fäßchen Pulver und einige farbige Tücher u. s. w. zum Geschenk machen. — Wenn etwa Einer, der den Kalender liest, einmal als Missionär oder sonst in diese Gegenden reisen will, so vergesse er ja nicht, unter Anderm ein Quantum Salz mitzunehmen; denn die Neger haben keines und lieben es doch gar sehr wie bei uns die Kinder den Zucker. Um eine Hand voll Salz trägt Euch ein Neger eine schwere Last eine halbe Tagreise weit, oder noch weiter; nur darf man sie ihm nicht auf einmal geben, sonst leckt er sie sofort auf und — läuft dann davon. — Nebst all' solcher Waare müssen die Missionäre in diesen Ländern auch noch Werkzeug zu verschiedenen Handwerken und für Garten- und Ackerbau mitschleppen, weil sie Alles, was sie brauchen, selber machen müssen. Denn bei diesen Negern gibt es weder Schneider noch Schuhmacher; ich wüßte nicht für was? Auch Schreiner und Zimmerleut' können sie wohl ent-

mangeln; sie bauen ihre „Häuser“ ohne sie. Denn vier Pfähle sind ja bald in den Boden gesteckt; vier andere mit Weiden oder so was darüber zu binden, ist auch keine Kunst; und die vier Wände und ein Dach von Baumästen mit Lehm und Ochsenmist verpflastern, das kann Einer, wenn er auch nie in der Lehr' gewesen; und item, jetzt ist das Haus fix und fertig. Für Stühl' und Bänk' und für Tisch und Bett' hat ihnen der allmächtige Schöpfer hinlänglich gesorgt, indem er die Erde so commod eingerichtet, daß man darauf sitzen und essen, liegen und schlafen kann. Auch Messer, Löffel und Gabeln sind für die Neger beim Essen ziemlich überflüssiges Zeug; haben sie ja wie andere Leut' 5 Finger an jeder Hand und zwei Reihen tüchtiger Zähne im Mund. — Uns're Missionäre kamen einst dazu, als ein Negerkönig seinen Ministern und höchsten Beamten ein Gastessen gab. Der König speiste allein in der Hütte. In der Mitte derselben war eine Art Geflecht auf bloßer Erde ausgebreitet und darauf lag seine schwarze Majestät, der König, und verarbeitete mit seinen Fingern und Zähnen aus einem kleinen Trog ein Stück am Feuer gebratenes Fleisch, während seine Königinnen an allen vier Wänden am Boden kauerten und ihm hungrig zuschauten. Das übriggebliebene Fett ließ der König einem besonders begünstigten Beamten überbringen, der es sich in seine hohlen Hände schütten ließ und es gar appetitlich daraus schlürfte. — Vor der Hütte hatten sich unterdessen bei 20 „Große des Reiches“ postirt und kauerten in einem Halbkreis auf dem Boden; vor ihnen waren große Stücke Fleisch aufgespeichert, die ihnen nun nach der Mahlzeit des Königs vertheilt wurden, je ein Stück etwa für 5 Mann berechnet. Der Erste in der Reihe faßte das gewaltige Stück mit beiden Händen und biß mit Heißhunger 3 bis 4mal ab, so viel er beißen konnte; dann gab er es seinem Nebenmann, der es ebenso machte und es dann dem Dritten reichte; und so machte das Stück die Runde, bis es vertilgt war. Als so alle Stücke verspeist waren, wischten die Herren Ehrengäste ihre Finger an ihren schwarzen Beinen ab — und das diplomatische Essen war vorbei. Wie man hört, soll's beim Gotthardessen in Luzern und Mailand um's G'spüren nobler und köstlicher zugegangen sein. —

Was unsern Missionären auf der Reise manche Verlegenheit bereitete, war häufig der Mangel an

trinkbarem Wasser für sich und ihre Zugthiere. Auch das Brennholz ging ihnen manchmal aus, so daß sie sich mit dem von der Sonne gedörrten Ochsenmist behelfen mußten. Oft wurden sie auch ganze Tage und Nächte aufgehalten, wenn ihre Wagen im Sand oder Morast oder gar mitten in einem Fluß stecken blieben. Es ist auch vorgekommen, daß sie einen Umweg von mehreren Tagereisen machen mußten, um jene Gegenden auszuweichen, wo gewisse giftige Fliegen heimisch sind, deren Stich selbst für die stärksten Ochsen tödtlich ist. Schlimm waren sie auch nicht selten daran, wenn ihnen die gedungenen Ochsentreiber über Nacht davongelaufen, was fast alle thaten, denen es gelungen, durch einen namhaften Diebstahl sich selber bezahlt zu machen. — Kurz, man kann sich gar keinen Begriff machen, was diese Missionäre auf ihrer Reise durch Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Mühen und Sorgen aller Art auszustehen hatten. Und es hätte ihnen oft aller Muth entfallen müssen, wenn nicht das hl. Meßopfer, das sie hie und da unter Gottes freiem Himmel darbringen konnten, ihnen Kraft und Trost gegeben hätte. Aber mehr als alle seine Gefährten hat Einer derselben ausgestanden. Doch will ich seine Erlebnisse auf das folgende Kapitel versparen.

III.

Die Missionäre mußten sich endlich trennen; die Einen zogen dahin, die andern dorthin, um ihre Missionsthätigkeit zu beginnen. P. Law bekam die Weisung, mit noch zwei Patres und einem Bruder zu einem fernen wilden Negerstamm zu reisen und dort eine Missionsstation zu gründen. Zu dieser Abtheilung gehörte auch P. Karl Wehl, ein Oesterreicher. Nachdem sie ihren Wagen gepackt, reisten sie ab. Eines Tages, es war am 6. Aug. 1880, war ihr Wagen wieder einmal stecken geblieben, so daß ihn die vielen angespannten Ochsen nicht mehr fortbrachten. Während nun die Ochsentreiber mit Schaufeln und Hacken beschäftigt waren, einen Weg zu bahnen, hatte sich P. Wehl etwas vom Wagen entfernt, um sich die Gegend einwenig anzusehen. Inzwischen war der Wagen abgefahren und hatte eine andere Richtung genommen. Seine Gefährten glaubten, P. Wehl werde gleich nachkommen und sie bei ihrer langsamen, schwerfälligen Fahrt gar bald einholen; und das wollte er auch; aber da sie

sich gerade in einer wahren Wildniß befanden, und weil er wegen mehr als mannshohem Gras und Gesträuch den Wagen nicht sehen konnte, so verirrte er sich und kam immer mehr von der rechten Richtung ab. Seinen Gefährten fing es an, bange zu werden um ihn. Sie machten also Halt und riefen, so laut sie rufen konnten; aber umsonst; er hatte sich schon so weit verirrt, daß er ihren Ruf nicht mehr hörte. Nun feuerten sie mehrere Flintenschüsse ab, ein für solche Fälle verabredetes Signal; aber wieder umsonst. Endlich schickte der Obere unter dem Versprechen einer großen Belohnung mehrere Neger nach allen Richtungen aus, um den verlorenen Pater zu suchen. Aber nach dreitägigem Suchen kehrten dieselben zurück, ohne die mindeste Spur desselben gefunden zu haben. Nun blieb den guten Missionären nichts anders übrig, als in Gottes Namen, wenn auch schweren Herzens, ihre Reise fortzusetzen und den vermißten Mitbruder Gott anzuempfehlen. Man vermuthete wohl nicht ohne Grund, der arme Pater sei etwa von wilden Thieren oder von Negern getödtet worden oder sonst so oder anders verunglückt. Doch man hatte sich getäuscht; er lebte noch, aber in sehr trauriger Lage.

P. Wehl hatte an benanntem Tage bis zu einbrechender Nacht versucht, die Spur seiner Mitbrüder wieder aufzufinden, aber leider vergeblich. Er mußte sich also um ein Nachtlager umsehen, wo er vor den wilden Thieren möglichst sicher wäre. Er stieg also auf einen Baum und seine Vorsicht war keineswegs überflüssig; denn in der Nacht trieb sich ein brüllender Löwe immer ganz in der Nähe herum. Als es Tag geworden, fing das Suchen auf's Neue an, aber wieder umsonst. Volle 18 Stunden des kummerbollsten Irrrens und Harrens waren nun verstrichen und es leuchtete ihm auch jetzt kein Hoffnungsstrahl, wieder auf die rechte Spur zu kommen. Er faßte daher den Entschluß, das weitere Suchen aufzugeben und einfach nach einer bestimmten Richtung vorwärts zu gehen, um etwa allfällig in ein Negerdörflein zu gelangen und da wenigstens etwas zu essen zu bekommen. Der arme Mann fühlte voll und ganz das Mißliche und Gefährliche seiner Lage: In einem fremden Lande, in einer Wüstenei so ganz allein, ohne Nahrung, ohne Schutz gegen die kalten Nächte, ohne Vertheidigungsmittel gegen wilde Thiere und die nicht viel minder wilden Neger, denen ein unbewaffneter Weißer nicht leicht mit heiler Haut entgeht — das

war in der That dazu angethan, auch den Herzhaftesten zu entmuthigen. Doch P. Wehl hatte ja zum Voraus sein Leben in die Hände Gottes gelegt und im Vertrauen auf Denjenigen, ohne dessen Wissen und Willen kein Haar von unserm Haupte fällt und unter dem Schutz der mächtigen Himmelskönigin ging er nun muthig voran. Nach einer Stunde kam er an einen großen Fluß; er versuchte hinüber zu waten, aber das Wasser hatte hier zu viel Fall, daher mußte er wieder umkehren und eine geeignete Stelle aussuchen. Nach etwa 20 Minuten fand er eine solche und kam glücklich hinüber. Darnach wurde den ganzen Tag fleißig marschirt und am Abend wieder auf einem Baume ein Nachlager gesucht. Am folgenden Tag war es Sonntag, aber für unsern armen Vater wahrlich kein Ruhetag; denn die afrikanische Sonne brannte wie Feuer und der Weg führte ihn über steile, steinige Hügel und Berge. Gegen Mittag erreichte er endlich einige elende Negerhütten. Hier bekam er nach 48 Stunden zum ersten Mal wieder etwas zu essen. Denn die Neger gaben ihm für ein kleines Sackmesser, das er ihnen zum Kauf angeboten, etwas von einer Art Pflanzenmehl, woraus er sich in einem zerbrochenen Topf einen Brei kochte, freilich ohne Schmalz und ohne Salz; aber der gute Appetit ersetzte Alles. Da er noch eine kleine Pfeife von Blech bei sich hatte, so konnte er sich um dieselbe noch etwas Proviant auf die Weiterreise kaufen. Wenn es auch nur einige Hand voll von diesem Mehl war, so reichte es doch für den genügsamen Mann hin, um ihn wenigstens wieder auf einige Tage vor dem Hungertod zu bewahren.

Es war nun sein Plan, wenn möglich jene Gegend aufzusuchen, wo eine Abtheilung seiner Mitbrüder sich bereits zur Gründung einer Missionsstation niedergelassen hatte. Er machte sich also auf den Weg. Nach einem längern Marsch kam er wieder zu einem Fluß. Er zog seine Stiefel und Oberkleider aus, um desto leichter hinüber zu kommen. Die Kleider auf dem Arm und in der einen Hand die Stiefel, in der andern den Wanderstab, hing er bedächtig an zu waten. Als er bald am andern Ufer war, glitschte er auf einem glatten Steine aus und fiel so lang er war, in's Wasser. Doch konnte er sich retten und das Ufer erreichen; nur hatte er beim Fallen einen Stiefel verloren. Das war nun sehr fatal und

guter Rath theuer. Denn baarfuß zu gehen war schwierig durch all' das Gestrüpp und den Morast, der von allerhand Gethier und Ungeziefer wimmelte. Doch die Noth macht erfinderisch. Er machte sich also aus dem Schaft des noch vorhandenen Stiefels eine Art Pantoffel und band ihn mit einem Streifen von seinem Rockfutter fest an seinen Fuß. Allein das Kunstwerk, nur von Hand und ohne irgend ein Instrument gemacht, war nicht von langer Dauer. Auch dem noch vorhandenen Stiefel fing es nachgerade an zu „bösen“ und so bekam der arme Wandersmann bald einmal ganz geschwollene, wundete Füße, so daß er täglich nur noch eine kurze Strecke zurücklegen konnte und von Schmerz und Müdigkeit, von Hunger und Elend ganz entkräftet war. Er hatte zu seiner Nahrung täglich kaum eine Handvoll von jenem ungekochten Pflanzenmehl, das er in jener Negerhütte eingekauft; zwei Tage hatte er gar nichts mehr. Die ersten 10 Nächte war er auf Bäumen übernachtet, aber jetzt konnte er es vor Entkräftigung nicht mehr thun; er legte sich daher allabendlich in's hohe Gras und empfahl sich zum Schutz gegen wilde Thiere dem lieben Gott und Maria; und er ward wunderbar beschützt. Nach 26 Tagen unbeschreiblicher Noth begann nun ein neuer Abschnitt seiner Irrfahrt.

Am 1. Herbstmonat, als er auf offenem Felde mühsam hinschleppte, begegneten ihm vier stämmige Schwarze, welche zu jenen Negerstämmen gehören, welche man Kaffern nennt. Wer Zeitungen liest, wird sich erinnern, daß vor paar Jahren der einzige Sohn Kaiser Napoleon's III. von solchen Kaffern um's Leben gebracht wurde. Wenn Einer sonst froh ist, auf einer solchen Irrfahrt wieder einmal ein menschliches Wesen zu sehen, so war es doch unserm P. Wehl nicht zu verargen, daß es ihm bei dieser Zusammenkunft etwas unheimlich wurde und er ihrer Einladung, mit ihnen zu kommen, nicht folgen wollte. Sie machten übrigens nicht viel Komplimente, sondern führten ihn gefangen in ihr Dorf. Dort wiesen sie ihm eine ihrer Hütten an, die voll Unrath war und von Matten wimmelten, so daß diese freundlichen Thiere ihm in der Nacht ganz traulich auf dem Angesicht herumspazierten. Von einem Bett war da natürlich keine Rede, die Kaffern haben selber keins. Der unreinliche Boden thut ja auch die gleichen Dienste. An Gesellschaft fehlte

es ihm nicht; den ganzen Tag kamen die neugierigen Schwarzen, um den Gefangenen zu begaffen; Viele davon hatten mutmaßlich noch nie einen Weißen gesehen. In der Nacht schliefen immer 3—4 Mann an seiner Seite, damit er ja nicht etwa entwische.

Die ersten drei Tage wurde er ziemlich freundlich behandelt. Sie hofften, er werde etwa mit ansehnlichen Geschenken sich loszukaufen suchen. Als sie aber wahrnehmen konnten, daß da nichts zu entheben sei, ließen sie ihn ihren angeborenen Haß gegen die Weißen fühlen und er konnte immer deutlicher merken, daß sie auf sein Verderben sinnen; er mußte es oft genug hören, daß er ein ausgemachter Böswicht und nichts Besseres werth sei, als daß man ihn todschlage. Um aber doch einen Schein von Gerechtigkeit zu retten, sollte das Loos über sein Schicksal entscheiden. Sie bedienten sich hiesfür einer Art Würfelspiel. Sie hatten 16 hölzerne Brettchen mit verschiedenen Einschnitten und Figuren darauf. Nun nahm Einer alle in seine beiden Händen und schüttelte sie und warf sie dann auf den Boden. Je nachdem nun diese oder jene Zeichen obenauf kamen, mußte der Gefangene todtgeschlagen oder aber freigelassen werden. Das Loos muß ihnen anfänglich nicht zu Willen ausgefallen sein, denn sie würfelten wieder und nochmal; bald probirte es der Eine, bald der Andere. Einige meinten zwar, man brauchte sich eigentlich mit dem Loosen nicht länger zu plagen; daß er nun einmal ein Weißer sei, das sehe man ja von Aug und das sei doch Beweis genug, daß man ihn todschlagen soll. Wenn sie erst gewußt hätten, daß er ein Jesuit sei und was man in Europa von den Jesuiten sagt und schreibt und druckt, so wäre der Prozeß wohl bald aus gewesen; aber dann wär's schwerlich bloß mit Todtschlagen abgelaufen. Aber das haben sie eben nicht gewußt; darauf hatten sie nicht studirt. Da hätten z'Bern oben manche Leute ein besseres Aug' und ein feineres Gefühl; denn die gewahren einen Jesuiten schon, wenn er noch 100 Kilometer weit weg ist; und oft sehen sie sogar Einen, wo Keiner ist. Es wird wohl Manchem grausen vor dem Gerichtsverfahren dieser Wilden in Afrika und er wird Gott dem Herrn danken, daß wir gebildete Europäer nicht sind, wie andere Leut' oder wie diese Wilden da. Aber in manchen Dingen ist bei uns das Verfahren doch nicht viel gerechter,

als bei den Wilden. Dort entscheidet das blinde Loos, bei uns der blinde Haß. Wenn es sich z. B. in Frankreich und in andern anstoßenden Ländern um Ordensleute handelt, da wird auch kurzer Prozeß gemacht, da wird nicht lange untersucht, da braucht es keine Beweise von Schuld; man setzt sich einfach hin und macht einen Artikel in die Verfassung oder ein Gesetz — und Hunderte, ja Tausende werden wie Verbrecher behandelt, all' ihrer Rechte, ihres Eigenthums, ihrer Heimath beraubt und in die Verbannung geschickt. Und wenn auch hochverdienten Männern, die nie ein Unrecht begangen und im Dienste Gottes und ihrer Mitmenschen in Ehren grau geworden sind, nicht einmal ein Ruheplätzchen auf heimatlichem Boden gestattet wird, so schläft man ruhig und sagt höchstens, man könne nichts dafür, „wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muß er sterben“, wie schon die alten Juden und Pharisäer vom Heiland gesagt. Und ob das Gesetz recht und gerecht sei, das wird nicht gefragt; denn gegen Ordensleute und gegen die katholische Kirche überhaupt ist eben, wie man meint, Alles recht. Wir sind sonst heutigen Tags in vielen Dingen ungeheuer skrupulos. Wenn etwa ein Landjäger einen störischen Handwerksburschen etwas unjanst beim Kragen nimmt, da bekommt er einen Rüssel; oder wenn eine Regierung einem Laugenichts ein paar Prügel appliziert, so kommt sie in die Zeitung und der Geprügelte in das politische „Martyrologium“ löblicher Eidgenossenschaft; oder wenn etwa einmal der Bundesrath sich ermannt und einen fremden Föbel, der überall Umsturz anzettelt, über die Grenze schickt, so muß die Bundesversammlung fast extra zusammen und da werden von Morgen bis Abend rührende Reden gehalten über verletzte Menschenrechte, über Denk- und Redefreiheit, über Toleranz u. dgl. Aber die eigenen Landesfinder, die nichts Böses gethan, jagt man von Haus und Heim, ohne Urtheil und Recht, nur weil sie eine Rutte tragen. Es ist also nur der Unterschied zwischen den Wilden in Afrika und den Zahmen in Europa: Die Wilden sagen nämlich, wenn sie Einen verderben wollen, er ist ein Weißer! Die Zahmen aber sagen, er ist ein Schwarzer! Und hiemit ist bewiesen, daß gegen ihn Alles erlaubt ist.

Aber jetzt müssen wir wieder zurück nach Afrika; die Rassen werden jetzt wohl fertig sein

mit ihrem Würfelspiel. Ja, sie sind fertig und der Häuptling hat es dem P. Wehl bereits unverholen angezeigt, daß er sterben müsse. Aber da sie ihn etwas solemnisch todtzuschlagen wollten und sein Todestag zu einer Art Volksfest werden sollte, so wurde die Exekution noch etwas verschoben, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. P. Wehl bereitete sich unterdessen zum Tode vor und sah mit Gottvertrauen und Ergebenheit dem Tag der Hinrichtung entgegen. Inzwischen hatte ein reisender Engländer, der sich einige Stunden von da längere Zeit aufhielt, von der traurigen Lage unseres Missionärs Kunde erhalten und konnte demselben durch einen Boten einen Brief vom 16. September zukommen lassen, worin er ihm, wenn möglich, Hilfe versprach, wofür ihm der Missionär durch den gleichen Boten von Herzen dankte und sich bestens empfahl und zwar auch schriftlich; er benützte nämlich die unbeschriebene Seite des erhaltenen Briefes und als Feder diente ihm ein dürrer Halm, als Tinte sein eigenes Blut, indem er sich an einem Finger etwas rißte, bis es blutete.

Seine Hinrichtung wurde nun auf den 18. Sept. angesetzt. Am Vorabend brachte ihm der Häuptling selber eine Portion von etwas besserem Mehl für die „Henkermahlzeit“. Um Mittag des andern Tages wurde der Gefangene auf den öffentlichen Platz geführt, wo das Volk versammelt war. Der Häuptling bemerkte, daß nun seine letzte Stunde gekommen sei. Wohlgefaßt richtete der Missionär noch einige Worte an die Versammlung, so gut er es in ihrer Sprache konnte. Er betheuerte, daß er aus keiner bösen Absicht in dieses Land gekommen und sich keines Vergehens schuldig wisse. Er sei aus Europa gekommen, um für sie ein Apostel zu werden und sie zu lehren vom großen Gott im Himmel und ihnen den rechten Weg zur ewigen Seligkeit zu zeigen; wenn sie ihn also tödten, so tödten sie einen Gesandten Gottes. Er fürchte den Tod nicht; denn der große Gott im Himmel werde ihn belohnen, aber sie haben die Strafe Gottes zu fürchten, wenn sie einen Unschuldigen tödten u. s. w.

Wie er seine Ansprache vollendet hatte, hörte er unerwartet in englischer Sprache sich angeredet. Der englische Edelmann, der ihm vor zwei Tagen geschrieben hatte, war eben mit vier Männern seiner Begleitung angekommen, um ihn wo mög-

lich zu retten. Derselbe war viel in Afrika gereist und wußte, wie man diese Neger anpacken muß. Er trat sofort mit aller Entschiedenheit auf, wie Einer, der sich nicht zu fürchten braucht und verlangte energisch die Freilassung des Gefangenen. Das kam freilich den Schwarzen ungelegen und der Häuptling wollte zuerst nichts davon hören. Aber nach einem heftigen Wortwechsel siegte die Entschlossenheit des Engländers und der Pater wurde freigelassen. Die Pferde standen bereit und eilig ging es nun fort dem Aufenthaltsort des wackern Edelmannes zu. Abends 9 Uhr nach einem 6stündigen Ritt langten sie daselbst an. Eine kräftige Mahlzeit — für unsern Missionär nach 44 Tagen wieder das erste Mal recht gekochte Speisen — beschloß diesen denkwürdigen Tag.

Die Schwarzen bereuten es, daß sie den Gefangenen freigelassen. Die Freude, einen Weißen unter Henkershand sterben zu sehen, war ihnen nun grünlich verborben. Schon in der Nacht machten sich 5—6 Mann mit ihrem Häuptling auf den Weg, den der Engländer mit dem Geretteten eingeschlagen, um wo möglich eine Gelegenheit zu finden, des Freigelassenen wieder habhaft zu werden. Aber Dank der Fürsorge des wackern Edelmannes mußten sie unverrichteter Dinge wieder heimkehren. Fünf Wochen lang behielt der Engländer den Missionär unter seinem Schutz, versah ihn mit neuen Kleidern und pflegte ihn aufs Beste, so daß sich P. Wehl wieder vollständig erholte und den 24. Oktober unter gehöriger Begleitung die Reise zu seinen Gefährten, deren Aufenthalt er unterdessen erfahren hatte, wieder neugestärkt antreten konnte.

Nach 5tägigem Marsch traf er zur gegenseitigen größten Freude mit seinem Lavenbruder zusammen. Die Gefährten des P. Wehl hatten nämlich kurze Zeit nach seiner Verirrung wegen einem drohenden Ueberfall von Negern ihren Wagen zurücklassen müssen und waren zu Fuß eilig weiter gereist. Nachdem sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht, schickten sie nach langer Zeit den Lavenbruder mit mehreren Begleitern zurück, um den Wagen, wenn er noch vorfindlich sein sollte, nachzuholen. Zu seiner Freude fand er den Wagen wieder und merkwürdigerweise nicht einmal ausgeplündert. Während der Bruder die nöthigen Anstalten traf, um mit dem wiedergefundenen Wagen zu seinen

Gefährten zurückzuführen, ward ihm der unerwartete Trost zu Theil, mit dem längst todtgeglaubten P. Wehl zusammenzutreffen. Freudig setzten sie nun ihre Reise mit einander fort, freilich unter vielen Mühen und oft lange aufgehalten durch allerlei Mißgeschicke und besonders durch die eingetretene Regenzeit, während welcher in diesen Gegenden eine Reise mit Ochsenwagen rein unmöglich ist. Dort regnet es nämlich nicht, wie oft bei uns im Heuet, über den andern Tag, sondern nur höchst selten, aber dann in solchen Strömen, als müßte es eine zweite Sündfluth geben. In Folge dieser vielen Verzögerungen war dem vielgeprüften P. Wehl der große Schmerz vorbehalten, daß er seinen lieben Vorgesetzten, P. Lam nicht mehr am Leben fand. Derselbe war schon am 25. November den Reisestrapazen und dem ungesunden Klima erlegen. Ein anderer Gefährte, P. Terörbe, welcher mit einem Layenbruder in einem Negerdorf eine Missionsstation gegründet hatte, war ihm schon am 16. September im Tode vorausgegangen. Derselbe und der Bruder waren gleichzeitig schwer erkrankt. Auf erhaltene Anzeige hievon hatte sich ein mehrere Tagereisen entfernter Mitbruder sofort auf den Weg gemacht, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Aber welch' ein trauriger Anblick bot sich ihm bei seiner Ankunft dar! Der gute P. Terörbe war bereits gestorben und sein Layenbruder befand sich in bewußtlosem Zustand, und die Neger hatten bereits geerbt, d. h. die Hab' und Waare der Missionäre zum größten Theil geplündert. Der franke Bruder erholte sich wieder und erzählte, daß ihm der liebe Pater, selber todt schwach, noch die hl. Sterbesakramente gespendet und sich dann auf sein elendes Lager hingelegt habe und bald nachher gestorben sei. Ein dritter Pater auf einer andern Missionsstation, P. Karl Fuchs aus Köln, war schon viele Monate früher, nämlich am 28. Januar gestorben.

Auch der gute P. Wehl, der so viel ausgestanden, sollte seine Mitbrüder nicht lange überleben. Denn am 12. Mai des folgenden Jahres (1881) erlag auch er als viertes Opfer einem heftigen Fieber. — Die Ueberlebenden fahren inzwischen fort, unter beständigen Gefahren und Opfern den armen Negern das Evangelium zu verkünden. Ich möchte nun gerne wissen, wie viele von den Gegnern der Ordensleute zu einem solchen Opferleben bereit wären? Ich will nur gefragt haben.

1883.

IV.

Wie man sieht, muß in diesen Ländern ein sehr ungesundes Klima sein. Und das ist eben eine der Hauptschwierigkeiten für die Missionen in Afrika, wenigstens in vielen Gegenden dieses Welttheiles. Wie die afrikanischen Neger, wenn sie nach Europa kommen, bald dahinsterven, so die Europäer in Afrika.

Am Ende der vierzigerjahre gründeten einige Deutsche, meistens Weltpriester, im Innern von Afrika eine Missionsstation. Anfänglich ging Alles gut und sie hatten bereits unter den Negern eine kleine Christengemeinde gegründet. Aber bald fingen die Missionäre an zu fränkeln und Einer um den Andern erlag dem Fieber. Neue Gehülfen rückten aus Deutschland nach; aber auch diese konnten dem ungesunden Klima nicht Stand halten. Doch das schreckte andere seeleneifrige Priester nicht ab. Im November 1861 schiffen mit einander 34 Männer aus dem Orden des heil. Franziskus, theils von Tyrol, theils von Venedig und Triest ein, um in die Missionen von Afrika zu gehen. Aber nur zu bald fiel auch ein großer Theil derselben dem mörderischen Klima zum Opfer. Um die Reihen, die der Tod gelichtet hatte, wieder auszufüllen, langte bald eine neue Schaar von Mitbrüdern aus Europa auf dem Kampfsplatz an. Nachdem aber innert 15 Jahren mehr als 40 Missionäre, meistens Deutsche, ihr durchschnittlich noch junges Leben geopfert hatten, mußte auf Befehl von Rom einstweilen das Unternehmen aufgegeben werden; nur zwei Priester, die das Klima besser ertragen hatten, durften für die Seelsorge der Neubefehrten zurückbleiben.

Doch der Gedanke, diesen armen Negervölkern das Licht des wahren Glaubens anzuzünden, war nicht aufgegeben; nur wollte man es auf andere Weise versuchen; man wollte nämlich die Neger durch Neger selber belehren. Zu diesem Ende wurden in Egypten zwei Erziehungsanstalten für Neger gegründet, eine für Knaben, die andere für Mädchen. Das Klima ist da für die Europäer, welche die Anstalten leiten, nicht zu heiß und für die Neger, die da erzogen werden, nicht zu kalt. Diese Negerkinder werden da im Christenthum auferzogen und wenn sie dazu befähigt sind, zu Lehrern und Lehrerinnen, oder wenn sie Beruf haben, selbst zu Priestern und Ordensschwestern herangebildet und dann in ihre Heimath zurückgesendet, um da unter der

Leitung von europäischen Priestern und Bischöfen, welche ihren Wohnsitz in irgend einer gesünderen Lage haben, in Schule und Kirche an der Belehrung und Bildung ihrer Landesleute zu arbeiten. Dieser Plan ist bisher so gut gelungen, daß nun schon mehrere einheimische Priester und Ordenspersonen in ihrer Heimath christliche Schulen und christliche Gemeinden gegründet haben. Diese einheimischen Priester und Klosterfrauen haben den großen Vortheil, daß sie das afrikanische Klima gut ertragen, die Sprache und die Sitten und Gebräuche ihrer Landesleute schon kennen und vom Haß der Schwarzen gegen die Weißen nichts zu fürchten haben, weil sie ja selber auch schwarz sind.

Das ungesunde Klima ist übrigens nicht die einzige Schwierigkeit, mit welcher die Missionäre zu kämpfen haben, es gibt deren noch andere genug. Die menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften bringen nicht selten auch christliche Völker aus dem rechten Geleise und lassen allenthalben Mißbräuche und Laster aufkommen, die oft nur schwer wieder beseitigt werden können. — Man darf sich also nicht verwundern, wenn bei den armen, halbverthierten Negern und andern Heiden, welchen die Gnadenmittel unserer heil. Religion gänzlich fehlen, die verschiedenen Leidenschaften oft gewaltig zum Ausbruch kommen und ihnen das Christenthum mit seinem ernstesten Sittengesetz als ein zu schweres Joch erscheint.

Ein großes Hinderniß ihrer Belehrung zum christlichen Glauben ist bei ihnen besonders die vielfach herrschende Vielweiberei. Und dieselbe ist bei den Negern um so schwerer wegzubringen, weil dabei nicht nur die Sinnlichkeit, sondern auch der Hochmuth eine große Rolle spielt. Wie bei uns Mancher mit Geld und Gütern großthat, so „plagieren“ die Neger mit ihren vielen Weibern. Wenn ein Neger nur ein Weib hat, so muß er als armer Teufel gelten, der's nicht vermöge, zwei oder mehrere zu erhalten; und das läßt sich selbst ein Neger nicht gerne nachreden. Daher suchen sich besonders die Vornehmern gegenseitig zu überbieten. Da heißt's: Vermagst du zwei, so vermag ich drei. Nimmt Einer ein Dutzend, so läßt es dem gleichgestellten Nachbar keine Ruhe, bis er 13 hat. Und so kommt es, daß oft ein Häuptling oder ein König eines Negerstammes es auf viele Dutzend

bringt. Das muß ihm Glanz und Ansehen geben bei seinem Volke und andern Negerstämmen. Mit dem standesmäßigen Unterhalt dieser Weiber ist's dann freilich nicht immer gar nobel bestellt. Sie werden meistens wie Sklavinnen gehalten und manche arme Frau bei uns, die dem Almosen nachgeht, hat es besser, als oft Ihre schwarze Majestät, eine Negerkönigin. Es ist z. B. vorgekommen, daß solche Königinnen öfters vor die Hütte der armen Missionäre kamen und „sie um etwas auszuessen“ angebettelt haben. Aber item, wenn der königliche Ehgemahl mit seinen vielen Weibern nur Staat machen kann, so geht's dann Niemand etwas an, was sie daheim zu essen haben. Es ist ja in vielen Dingen bei uns auch so; das „außen fix und innen nix“ kommt auch in Europa häufig vor.

Nun, wir wollen diese Neger um diese Mode nicht beneiden, sie werden mit ihren vielen Weibern gestraft genug sein. Aber zu bedauern sind sie; denn diese Mode ist eben oft gar schwer wegzubringen und so lang Einer dieser Vielweiberei nicht gänzlich entsagt, kann er natürlich nicht getauft werden. Manchen Negern gefällt oft unsere hl. Religion in vielen Dingen; sie zeigen sich den Missionären gemogen und hören den christlichen Unterricht mit vieler Lernbegierde an. Aber wenn dann die Missionäre vom siebenten Sakrament zu reden anfangen und da begreiflich die Vielweiberei ohne Pardon verurtheilen müssen, da schleicht Einer um den Andern weg und kommt oft nie mehr zum Unterricht und bleibt ein Heide. Es will eben nicht Jeder so gründlich mit dieser Mode brechen, wie einmal ein Neger in Australien gethan. Derselbe war sehr fleißig in den Unterricht des Missionärs gekommen und hat gar einbringlich um die hl. Taufe. Weil aber derselbe bekanntlich zwei Frauen hatte, so konnte der Missionär begreiflich seiner Bitte nicht willfahren. Traurig ging der Neger von dannen. Aber schon des andern Tages kam er wieder und erneuerte noch dringender seine Bitte. Der Missionär bemerkte ihm, er habe ihm ja schon gestern gesagt, daß er ihm so lange er mehr als eine Frau habe, die hl. Taufe nicht ertheilen könne. Freudig bemerkte der Neger, es sei nun Alles in Ordnung; er habe nur noch eine Frau, denn die andere habe er aus Liebe zum christlichen Glauben todtgeschlagen. Und es war wirklich so; aber so hatte es freilich der Missionär

nicht gemeint und mußte jetzt dem armen Mann die hl. Taufe auf's Neue hinausgeschieben.

V.

Ein anderes Hinderniß, welches der Bekehrung der Heiden, besonders der Neger im Wege steht, ist ihr ungeheurer Aberglaube. Sobald ihnen etwas Wibriges oder Unliebsames begegnet, so muß sicherlich eine Hexerei oder Zauberei dahinter stecken. Und weh dem, der in Verdacht kommt; er muß von Glück reden, wenn es ihm nicht das Leben kostet. Ein Negerkönig fühlt sich als unumschränkter Herr über Leben und Tod und kennt fast keine andere Strafe, als die Todesstrafe. Vor nicht langer Zeit war eines Tages ein solcher König etwas unpäßlich und faßte Verdacht, daß er von dem und dem verhext worden sei. Der vermeintliche Uebelthäter wurde dem Henker übergeben mit dem königlichen Befehl, ihm eine tüchtige Portion Gift einzuschütten; falls ihm das Gift nichts schade, so möge man ihn wieder laufen lassen und einen Andern in die Kur nehmen; wenn aber das Gift wirke, so sei die Schuld erwiesen und der Schuldige soll verbrannt werden. Der Henker und seine Gehülfen führten den armen Mann in einen Wald, schütteten ihm das Gift ein und drehten ihn ein paar Mal um, damit, wie sie meinten, das Gift sich dem ganzen Leibe mittheile. Bald fing der Unglückliche an, sich zu krümmen vor Schmerz und wurde ganz betäubt. Hiemit war seine Schuld am Tag und der Henker warf ihn in's Feuer. — Ein anderer Negerkönig ließ seine eigene Schwester grausam tödten und sein ganzes Dorf verbrennen wegen einer vermeintlichen Hexerei. — So fallen die armen Neger zu Hunderten solchem Aberglauben zum Opfer. Man kann sich denken, wie lang es geht, bis die Missionäre den rohen Völkern solchen Aberglauben aus dem Kopf gebracht haben. Hat man ja selbst im gebildeten Europa, besonders in Deutschland und in der Schweiz, im 17. und 18. Jahrhundert den blutigen Hexenprozessen fast nicht mehr abhelfen können. Der berühmte Jesuit P. Spee hat in Deutschland nur in den zwei Jahren 1627 und 1628 wohl 200 Personen von jedem Stand und Rang, welche als Hexen verbrannt wurden, zum Tod vorbereitet; und obchon er mit eigener Lebensgefahr öffentlich erklärte, daß er von all'

diesen auch nicht eine einzige Person der Hexerei schuldig erachtet, so währte es doch noch lange, bis man wieder zur Vernunft kam und solchem Hexen-Verbrennen ein Ende machte. Erst vor 100 Jahren wurde noch in Glarus ein Mädchen als Hexe hingerichtet; Gottlob die letzte in der Schweiz! Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn die Missionäre bei den wilden Negern oft große Mühe haben, bis sie diesem Unwesen abgeholfen haben.

Eine fernere Schwierigkeit für sie ist, wie schon früher bemerkt, der angeborene Haß dieser schwarzen Völker gegen die Weißen. Da tragen freilich die Weißen selber eine große Schuld daran. Die armen Neger haben eben auch wie andere Menschenkinder ein gutes Gedächtniß für erlittenes Unrecht, und haben es sich recht dick hinter die Ohren geschrieben, wie ihre Weiber und Kinder, ihre Söhne und Töchter zu Hunderten und Tausenden von den Weißen, nämlich von den europäischen Sklavenhändlern aus schönoder Gelbgier aus der Heimath entführt und als Sklaven nach fernen Welttheilen verkauft worden sind, wo im günstigsten Fall ein früher Tod auf sie wartete, wenn sie nicht schon auf der Meerfahrt vor Hunger und Elend und unmenschlicher Behandlung zu Grunde gehen mußten, was wohl bei der Hälfte dieser unglücklichen Menschen zu geschehen pflegte. Wenn man dieses himmelschreiende Unrecht der Europäer betrachtet, diesen schändlichen Menschenhandel, wo die armen Neger wie das Unvernünftige auf den Markt getrieben und da die Kinder von der Mutter weg, die Mutter vom Manne weg wie eine Waare an den Meistbietenden verkauft wurden, um einander nie mehr zu sehen, wenn diese Negervölker sich an dieses teuflische Verfahren der sogenannten gebildeten Europäer die sich Christen nennen, erinnern, so kann man es ihnen nicht sonderlich verargen, wenn sie die europäischen Missionäre zuerst mit großem Mißtrauen aufnehmen und in einem Leben derselben einen Spion oder einen verkappten Sklavenhändler wittern. — Es hat zwar schon etwas gebessert, seitdem die Engländer und andere Mächte sich zur Abschaffung dieses abscheulichen Menschenhandels vereinigt haben. Aber das Unrecht ist noch lange nicht alles gut gemacht und zum alten kommt oft wieder neues; und das wissen die Neger und daher bricht ihr Haß gegen die Weißen bei guter Gelegenheit auch heute noch mitunter los und da müssen dann die unschuldigen Missionäre für ihre

schuldigen Landleute sich entgelten, wie folgendes Beispiel zeigt:

Im Jahre 1879 waren mehrere französische Missionäre von Algier aus in's Innere von Afrika vorgebrungen, um daselbst das Evangelium zu verkünden. Eine Abtheilung derselben hatte bereits mehrere junge Negerklaven losgekauft und für dieselben ein Waisenhaus mit einer Schule gegründet. Alles ging recht gut und sie hatten die beste Hoffnung, durch diese christlich auferzogenen Kinder, wie auch durch die Bekehrung von Erwachsenen bald eine kleine christliche Gemeinde gründen zu können, um von da aus an der weitem Verbreitung des Christenthums zu arbeiten. Die Neger dieses Stammes waren den Missionären nicht ungünstig; schlimmer geminnt waren die Neger in der Nachbarschaft. Einzelne derselben schlichen sich bis in die Nähe des Missionshauses und lauerten da heimtückisch auf die von den Missionären erzogenen Negerknaben. Schon waren ihnen mehrere dieser Kinder in die Hände gefallen und von ihnen fortgeführt worden. Die Missionäre forderten die geraubten Knaben zurück. Allein statt dieser Aufforderung zu entsprechen, ordnete der feindselige Negerhäuptling einen bewaffneten Streifzug an und rückte mit seinen Horden gegen das Missionshaus vor. Als die Missionäre den Lärm hörten und den Zug herannahen sahen, ging der Obere der Mission mit noch einem Pater und einem weltlichen Gehilfen den Feinden friedlich entgegen, in der Hoffnung, sie mit Liebe und Güte beschwichtigen zu können. Allein sie täuschten sich; die wüthenden Neger schossen sofort einen ganzen Hagel von Pfeilen auf sie ab. Der eine Pater und der weltliche Begleiter stürzten tödtlich getroffen zu Boden. Der Obere, obgleich auch schon verwundet, gab noch eilig den zwei sterbenden Gefährten die hl. Losprechung, dann brach auch er von 8 Pfeilen getroffen zusammen. Die Neger, als wären sie selbst über das angerichtete Blutbad entsetzt, ergriffen eilig die Flucht. Inzwischen eilten die zwei andern Missionäre, die bei den Kindern geblieben waren, den Verwundeten zu Hilfe. Die zwei zuerst Gefallenen waren bereits todt; der Missionsobere hingegen lebte noch und war noch beim vollen Bewußtsein und konnte noch sein Leben für das Heil der armen Neger Gott opfern und die Losprechung empfangen. Aber nach 10 Minuten war auch er eine Leiche. So-

bald das traurige Ereigniß in Algier bekannt wurde, machten sich gleich drei andere Missionäre auf den Weg, um die gefallenen Mitbrüder zu ersetzen.

VI.

Wohl ein jeder Christenmensch wird mit Ehrfurcht auf jene Missionäre hinblicken, welche unter solchen Mühen und Gefahren bei dergleichen wilden Völkern an der Ausbreitung des Christenthums arbeiten. Wenn aber Einer meint, daß die katholischen Glaubensboten bei sogenannten gebildeten Nationen es viel besser haben, so irrt er sich sehr. Ich werde weiter unten an eint' und andern Beispiel zeigen, daß die Missionäre auch bei gebildeten Völkern oft ebenso großen Verfolgungen ausgesetzt sind, wie bei den Wilden. Es ist dieß übrigens nichts Neues. Die alten heidnischen Griechen und Römer waren ja auch gebildet und doch haben sie die christlichen Glaubensboten und die Christen überhaupt auf die grausamste Weise mit Feuer und Schwert verfolgt. Eine Bildung ohne Christenthum gibt eben einem Volke nur einen äußern Firniß, eine Art Politur; aber die geht bald wieder ab und dann kommt das rohe Material wieder zum Vorschein, der alte Adam mit allen seinen Leidenschaften. Und wenn gar einem Volke mit der Bildung noch die Gleichgültigkeit oder wohl gar die Abneigung gegen unsre hl. Religion eingetrichtert wird, so gehen allmählig noch die angeborenen religiösen Gesinnungen und aller Sinn für Wahrheit und Recht verloren. So kann man sich den eingefleischten Haß mancher hoch- und höchstgebildeter Kreise gegen die kathol. Kirche und besonders gegen das katholische Ordensleben erklären. Wer macht wohl höhern Anspruch auf Bildung, als die Deutschen? Ist ja die deutsche Wissenschaft sprichwörtlich geworden. Und gar die Preußen! Sagt man ja, daß in den letzten Kriegen eigentlich nicht die Generale und die Soldaten die vielen Schlachten gewonnen haben, sondern die preußischen Schulmeister. Da muß also Ueberfluß an Bildung sein. Und doch ist man dort gegen die katholischen Orden sehr ungebildet, ja wirklich roh verfahren. Ohne ihnen die mindeste Schuld vorwerfen zu können, hat man Tausende von hochverdienten Ordenspersonen aus ihrer Heimath vertrieben. Selbst das Ehrenkreuz, welches ihnen der Kaiser eigenhändig an die Brust ge-

heftet, um ihrer großen Verdienste willen, schützte sie nicht vor Verbannung.

Und die Franzosen? Die sind in der Bildung soweit fortgeschritten, daß sogar die von der dümmern Sorte noch das Zeug dazu haben, wenigstens einige Wochen lang Minister zu sein. Wie nun diese gebildete Nation mit den Ordensleuten verfahren, ist weltbekannt. Und endlich wir getreue, liebe Eidgenossen? Uns darf man doch wahrlich nicht verschweigen, wenn von gebildeten Nationen die Rede ist. Ist ja bald jeder Rekrut ein Schriftgelehrter und ein Pharisäer kann er noch werden. Und kommt erst noch das planirte eidgenössische Schulgesetz, so können wir dann in paar Jahren den Schlüssel abnehmen von unsern Schulstuben; denn da werden unsre jungen Eidgenossen schon wenigstens mit zwei Sprachen auf die Welt kommen oder doch so gebildet sein, daß sie dem Lehrer nichts mehr darnach fragen. Aber auch unsre Kirchen und Kapellen können wir dann schließen; denn vor lauter Wissen werden dann die Leut' keinen Glauben mehr haben.

Nun bei solcher Bildung ist auch die Furcht vor Klosterleuten erklärlich; denn die wollen und fördern nach Kräften die Bildung und haben seit Jahrhunderten mehr für Bildung gethan, als alle ihre Gegner; aber sie wollen eine Bildung mit Gott und Christenthum. Daher werden sie aber auch gehaßt von Allen, welche mit dem Christenthum aus der Schule und Familie heraus wollen. Daher geht oft in den höchsten Kreisen die Verfolgungssucht gegen katholische Ordensleute wirklich in's Lächerliche, wie folgende Geschichte lehrt: Vor paar Jahren wurden bekanntlich in Frankreich die Klöster aufgehoben und die Ordensleute verjagt. Da nun dieselben oft gehört hatten, daß die Schweiz eine Zufluchtsstätte für allerlei Verfolgte sei, so haben paar französische Kapuziner gedacht, in der Schweiz seien sie einstweilen am sichersten, bis sie etwa über Meer eine dauernde Niederlassung gefunden hätten. Sie kamen also in den Kanton Freiburg und mieteten dort auf dem Land ein Haus, um da zu beten und zu studieren. Als nun das in Bern dem zu Ohren kam, der selbigeß Jahr auf der Wacht sein mußte, damit nicht etwa durch eine bundeswidrige Kutte das Vaterland untergehe, machte er sich, des hohen Amtes eines eidgenössischen Ruteninspektors wohl bewußt, in Eile auf die Strümpfe, um noch zu retten, was zu

retten war. Zum Glück kam er noch zur rechten Zeit. Die paar Kapuziner hatten die Eidgenossenschaft noch nicht ganz unterhöhlt, um sie in die Luft sprengen zu können. Aber gleichwohl wurde ihnen verdeutet, daß sie bis dann und dann unsern freihheitlichen Boden zu verlassen haben, fintemal und allbiweil die Eidgenossenschaft wohl eine Zufluchtsstätte sei für Kommunarden, Nihilisten, Allerwelts-revoluzer, nicht aber für Leute, welche nur beten und studiren wollen und nicht einmal ein Zeugniß haben, daß sie an irgend einem Komplott gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit theilgenommen hätten. Und hiemit war das Vaterland wieder einstweilen gerettet, aber auch der Beweis geleistet, daß Bildung -- nicht vor Thorheit schützt.

Das haben auch die Ordensleute, welche als Missionäre bei den gebildeten Chinesen thätig waren, oft erfahren können. Die Zahl der Missionäre und ihrer Christen, welche dort für unsern hl. Glauben ihr Blut vergossen, ist sehr groß. Selbst jetzt, wo doch durch Vermittlung der europäischen Mächte dort auch den Christen freie Religionsübung gewährleistet ist, kommt noch manches Mal bald da, bald dort beim höhern und niedern Pöbel der Haß gegen das Christenthum zum Ausbruch.

Im Jahr 1881 war ein neubekehrter Chinese von einer Rotte Heiden aus Glaubenshaß ermordet worden. Ein anderer, der sich eben auch zur hl. Taufe vorbereitete, wurde ebenfalls halb todt geschlagen. Da die Thäter straflos blieben, so er-muthigte das auch an andern Orten zu ähnlichen Verfolgungen. Da wandte sich ein deutscher Missionär, P. K a s p a r aus dem Orden des hl. Franziskus, an den Statthalter des Bezirks und verlangte an der Hand der Staatsgesetze Schutz für seine Christen. Es wurde Abhilfe versprochen und die bereits gefangenen Christen freigelassen. Aber jetzt war der gute Missionär dem Haß und der Rache des Pöbels verfallen. Man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um an ihm den Zorn auszulassen.

P. Kaspar hatte am 10. Juni im Auftrag seines Bischofs sich in die Stadt Win-liu-fu begeben, um daselbst ein Geschäft abzuthun. Als er gegen Abend dort angekommen und in einem Gasthof eingekehrt war, sammelte sich allmählig ein großer Haufe Volk vor dem Haus und lärmte gewaltig. Indessen verlief nach und nach das Volk wieder und eine Zeit lang blieb Alles ruhig. Gegen 10

Uhr Abends jedoch fing der Lärm auf's Neue an und einige freche Burschen drangen in das Haus und selbst bis in das Zimmer des Missionärs und verlangten barsch, daß er mit ihnen vor das Haus herunter komme. Ruhig weigerte sich P. Kaspar, mit ihnen zu gehen. Nun drang auch der Wirth, der ohne Zweifel mit der Rote im Einverständniß war, in ihn, er soll sein Haus verlassen, sonst gebe es keine Ruhe. Begreiflich hatte der Missionär keine Lust, in so später Abendstunde und bei der drohenden Haltung des lärmenden Pöbels zum Haus hinaus zu gehen. Da er aber nicht freiwillig gehen wollte, so schritten die rohen Leute zu Gewaltthätigkeiten und schleppten den armen Pater unter Faustschlägen auf die Gasse. Dort warfen sie ihn zu Boden und mißhandelten ihn so, daß er am ganzen Kopfe blutete. Nun schleppten sie ihn unter beständigen Schlägen vor die Stadt. Umsonst suchte P. Kaspar sie mit sanften Worten zu beruhigen; sie antworteten nur mit neuen Mißhandlungen. Mittlerweile betete der schwer Verfolgte inbrünstig zu Gott und opferte ihm sein Leiden und wenn es sein göttlicher Wille sei, auch das Leben für den hl. Glauben auf. An einem Fluß angekommen, mußte er niederknien. Nun fingen sie an, einen ganzen Hagel von Steinen auf ihn zu werfen, so daß sein Blut in Strömen floß und daß selbst Einer seiner Peiniger meinte, es wäre jetzt doch einmal genug. Nein! schrien die Andern, sterben muß er; und so fuhren sie fort, ihn zu steinigen, bis er voll Wunden besinnungslos am Boden lag. Nun beraubten sie ihn seiner Schuhe und warfen ihn in den Fluß. Da kam der Verwundete wieder zu sich und begann mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte zu schwimmen. Als die Unmenschen am Ufer das bemerkten, verfolgten sie ihn auf's Neue mit Steinen; zum Glück aber trafen sie ihn nicht. Schon fingen seine Kräfte an zu schwinden, schon hielt er sich für verloren; aber im Vertrauen auf Gott und Maria machte der sonst kräftige, kaum 30jährige Pater eine letzte Anstrengung, um das Ufer zu erreichen. Und Gott hat ihm geholfen; plötzlich fühlt er festen Boden unter seinen Füßen; das Ufer war erreicht und von Herzen dankt er Gott für seine wunderbare Rettung des Lebens. Jetzt aber war der gute Mann so erschöpft, daß er keinen Schritt mehr weiter konnte. Nach einiger Zeit der Ruhe konnte er sich mühsam in ein naheß Gebüsch schleppen, um sich vor allfälligen weitem Verfolgungen besser zu

sichern. Hier brachte er todtschwach und elend die Nacht zu. Am Morgen überlegte er, wie er nun wieder an seinen viele Stunden entfernten Wohnort zurückkehren könne. Am liebsten hätte er die Wasserstraße benützt, wenn er allfällig ein Schifflein bekommen hätte. Er raffte sich also auf und ging mühselig an's Ufer des Flusses. Er fand nun da wohl einige Fischerbarken, aber es wollte Niemand mit ihm fahren, obgleich er einen schönen Schifflohn angeboten. So mußte also der arme, ganz erschöpfte Missionär den weiten Weg zu Fuß machen und zwar ohne Schuhe, ohne einen Gefährten, ohne Nahrung, mit Wunden bedeckt und ganz entkräftet. Doch Gott stärkte seinen frommen Diener, der endlich nach unsäglicher Mühe, ganz ermattet und erschöpft an seinem Ziele anlangte. Noch lange war sein Zustand fast hoffnungslos. Allein unter der liebevollen Pflege eines Mitbruders und der großen Theilnahme der dortigen Christen erholte er sich allmählig wieder und sein Muth war so wenig gebrochen, daß er mit Sehnsucht den Augenblick erwartete, wo er wieder neuen Strapazen und Gefahren des Missionslebens entgegengehen könnte.

Noch gräßlicher war etwa 10 Jahre früher (1870) in einer andern Stadt von China, in Tientsin, der Haß der Chinesen gegen das Christenthum zum Ausbruch gekommen. Die P. P. Lazaristen hatten daselbst eine Missionsstation gegründet und bereits eine Kirche, ein Missionshaus und eine Waisen- und Krankenanstalt gebaut und zur Pflege der Waisen und Kranken und zum Unterricht in der Schule 10 barmherzige Schwestern aus Europa berufen. Die Missionäre und die Schwestern waren wegen ihrer Opferwilligkeit selbst von vielen Heiden geachtet. Aber, wie überall, fehlte es ihnen auch hier nicht an Feinden, welche durch allerlei Verläumdungen das Volk gegen sie aufwiegelten. Unter Andern verbreiteten sie das Gerücht, die Schwestern hätten im Einverständniß mit den Missionären mehrere der ihnen anvertrauten Kinder getödtet und ihnen Aug' und Herz herausgerissen, um mit diesem Zaubermittel die Leute zu „verhexen“. Man sollte nun meinen, solch' dummes Zeug sollte den gescheiden Chinesen doch etwas zu plump vorkommen und bei keinem auch nur halbwegs vernünftigen Menschen Glauben finden können. Allein es ist in China wie noch an manchen Orten; gegen Ordensleute wird selbst das Unglaublickste und das Abgeschmackteste geglaubt. Ich dürfte einmal nicht da-

für gutstehen, daß es nicht jetzt sogenannte gebildete Leute gebe, welche steif und fest glauben, daß die Jesuiten Geißfüße haben; und daß da, wo einmal ein Mönch oder eine Nonne gestanden, in alle Zukunft kein Gras mehr wachse, das kann man sogar gedruckt lesen. Man muß sich also nicht verwundern, daß auch bei den Chinesen in Tientsin das dumme Gerede gegen die Missionäre und die barmherzigen Schwestern wenigstens theilweise Glauben gefunden hat. Zum Unglück war noch eine Kinderkrankheit im Waisenhaus ausgebrochen und Mehrere daran gestorben. Das war jetzt Wasser auf die Mühle derjenigen, welche sich gegen die Schwestern und die Missionäre verschworen hatten; für den leichtgläubigen Pöbel war jetzt die Prob' am Tag, daß es da nicht mit rechten Dingen zugehe und daß etwas an der Sache sein müsse, was man da gegen die Missionäre und die Schwestern sage. Zum Ueberfluß wurde noch von einigen Hochgestellten beständig Del in's Feuer gegossen und das Vaterland in Gefahr erklärt, wenn man da nicht energisch einschreite. Es gab schon auch vernünftige Leute in der Stadt, welche die Missionäre und die Schwestern in Schutz nahmen; aber ihre Worte wurden von den Lärmern übertönt, wie's bei uns ja auch geht, z. B. bei der Hezjagd gegen die Lehrschwestern und Ordensschulen. Es fehlt nicht an verständigen Leuten selbst unter den Protestanten, welche diesen Schulen das beste Zeugniß geben und welche im Interesse der Schule selbst, wie vom Standpunkt der Freiheit und des Rechtes für dieselben ein gutes Wort einlegen. Aber die Brüllmeier von unten und oben und zu oberst oben überschreien jedes vernünftige Wort. So war es auch in Tientsin. Die Aufwiegler hatten bereits eine solche Erbitterung gegen die Missionäre und die Schwestern hervorgerufen, daß man täglich einen bewaffneten Ueberfall befürchten mußte. Bei dieser Sachlage begab sich der Obere der Mission zum französischen Konsul, und bat ihn, er möchte doch bei der Stadtbehörde um gesetzlichen Schutz für die Mission und ihre Anstalten nachsuchen. Allein der Konsul, ein eigensinniger Mann, gab kurzen Bescheid, er wisse schon, was er zu thun habe. Ja, als der gute Pater noch reden wollte, wies er ihm sogar aufgebracht die Thüre. Die Lage verschlimmerte sich von Tag zu Tag, so daß die Missionäre und die Schwestern auf das Schlimmste gefaßt sein mußten und sich ernstlich zum Tode vorbereiteten. Und

nicht umsonst; denn am 21. Juni brach der lang geplante Sturm los. Eine ganze Rott bewaffneter Gefindels stürzte sich unter Höllenlärm auf die Kirche der Christen, wo die Missionäre beteten und ihr Leben Gott aufopfereten. Gewaltig wurde die Kirchthüre erbrochen; die zwei Missionäre flüchteten sich durch die Sakristei in's Freie, wurden aber bald von den wüthenden Verfolgern eingeholt und schonungslos niedergemacht und ihre verstümmelten Leichen in den Fluß geworfen. Ein gleiches Loos traf alle 10 barmherzigen Schwestern im Waisen- und Krankenhaus, deren Leichen von den Unholden gräßlich verstümmelt verbrannt wurden.

Doch die Missionäre und die Schwestern waren nicht die einzigen, nicht einmal die ersten Opfer. Noch vor ihnen mußte es der französische Konsul bitter erfahren, daß die Befürchtung der Missionäre keineswegs unbegründet war. Derselbe hatte nämlich an diesem Tage endlich die drohende Gefahr erkannt und sich mit seinem Kanzler zum Stadtvorsteher begeben, um für die Missionäre und überhaupt für die Fremden entschieden Schutz zu fordern. Aber jetzt war es zu spät; das wilde Element war nun schon entfesselt. Auf dem Heimwege zu seiner Wohnung fiel er in die Hände des wüthenden Pöbels und wurde mitsammt seinem Kanzler ermordet. Er sollte das Blutbad, welches inzwischen in seinem eigenen Hause angerichtet worden, nicht mehr sehen. Es war nämlich Tags vorher der Kanzler der französischen Gesandtschaft in China mit seiner jungen Frau aus Europa zurückgekehrt und beim Konsul übernachtet. Beim Eindringen der wilden Horden in das Konsulat theilte das junge Ehepaar das Schicksal seines Gastgebers und fand unerwartet seinen Tod durch Mörderhand. — Nachdem die aufgewiegelte Rott das Missionshaus, die Kirche, das Konsulat, die Anstalt der Schwestern ausgeplündert und in Brand gesteckt und noch mehrere fremde und einheimische Christen getödtet hatte, wurde zum Rückzug commandirt. — Auf erhobene Beschwerde der fremden Gesandten wurden nun einige arme Kerls hingerichtet; der eigentliche Rädelshführer, ein General, wurde Schanden halber abgesetzt, aber gleich zu einer andern Stelle befördert. Es scheint, auch in China hängt man nur die kleinen Schelmen, die großen läßt man laufen.

VII.

Wenn jetzt Einer im Kalender bis hieher gelesen hat, so wird er vielleicht verwundert fragen: Aber,

wie ist es denn auch möglich, bei solchen rohen, oft halb und ganz wilden oder doch feindseligen Völkern das Christenthum einzuführen? Und er wird sich noch mehr verwundern, wenn ich ihm die tröstliche Nachricht geben kann, daß jährlich Tausende dieser armen Heiden in den verschiedenen Welttheilen durch die seeleneifrigen Missionäre zum christlichen Glauben bekehrt werden und daß in manchen Ländern, wo noch vor wenigen Jahren kein einziger Christ war, wo im Gegentheil noch wilde Menschenfresser hausten, jetzt blühende, christliche Gemeinden mit Kirchen, Schulen und Anstalten angetroffen werden.

Schwer ist es freilich schon und braucht unendliche Mühen und Opfer, diese rohen Völker zu gesitteten Menschen und guten Christen zu machen. Wie viele Mühen kostet es die guten Missionäre, bis sie nur mit diesen verschiedenen Völkern in ihrer Sprache reden können! Es hat eben nicht Jeder ein solches Sprachentalent, wie der verstorbene Cardinal Mezzofanti in Rom, welcher 70 Sprachen redete; oder auch nur wie unser einfacher Kaplan Mathias in Thalwyl, der in seinem Leben nie weiter gekommen ist, als in der Jugend einmal als Knecht bis in's Schwabenland und doch seine von ihm selbst verfaßte kurze Lebensgeschichte in 33 verschiedenen Sprachen hinterlassen hat.

Von den vielen andern Schwierigkeiten der Heidenmissionen will ich nicht einmal mehr reden; es ist ja in den frühern Kapiteln theilweise schon davon erzählt worden. Sie sind groß und zahlreich. Aber bei Gott sind alle Dinge möglich und seine Gnade führt den Missionären oft Seelen zu, von denen sie es menschlicherweise am wenigsten erwarten konnten, wie in folgendem Beispiel zu sehen ist: Die Missionäre aus Algier, deren zwei, wie im V. Kapitel erzählt worden, von den Negern ermordet worden, hatten bei einem Negerstamm gute Aufnahme gefunden und waren so glücklich, bereits am Charismstag 1880 vier Erwachsenen die hl. Taufe spenden zu können und wieder eben so Vielen am Pfingsttag. Unter den vier Ersten befanden sich zwei Söhne des Negerhaupte, der den Missionären sehr gewogen war und vermuthlich selber die hl. Taufe auch verlangt hätte, wenn seine 12 Weiber nicht ein Hinderniß gewesen wären. Ein dritter Sohn desselben aber war den Missionären sehr feindselig gesinnt und wurde in seinem Haffe gegen sie durch die dort wohnenden Muselmänner noch mehr bestärkt. In Folge dessen war er nie zu bereben, seinen Vater,

der die Missionäre oft besuchte, zu ihrer Hütte zu begleiten. Doch eine besondere Fügung Gottes führte ihn unerwartet zu ihnen. Aus Unvorsichtigkeit hatte er sich durch einen Flintenschuß einen Finger schwer verletzt. In dieser Noth wendete er sich an einen dort wohnenden englischen Pastor um Rath und Hilfe. Derselbe glaubte nun, es sei nothwendig, den Finger abzunehmen. Dazu wollte sich aber der erst 18 Jahre alte junge Mann nur ungern verstehen, weil er durch eine solche Verstümmung nach der Landessitte zeitlebens von jeder anständigen Gesellschaft ausgeschlossen worden wäre. Nun sprach sein Vater die katholischen Missionäre um Hilfe an. Dieselben konnten ihm freilich auch nicht sichere Heilung versprechen; indessen reichten sie ihm aus ihrer kleinen Hausapotheke einige Mittel, die zum Glück eine gute Wirkung hatten und in Kurzem vollständig Heilung herbeiführten. Nun faßte der Geheilte Vertrauen zu den Missionären und besuchte sie fortan öfters; er wohnte auch aus Neugierde ihrem catechetischen Unterricht bei und lernte zur Kurzweil einige Gebete auswendig, ohne daß jedoch die christlichen Wahrheiten einen Eindruck auf ihn machten. Eines Tages jedoch drang ein Strahl der Gnade plötzlich in seine Seele und er fühlte sich von der Wahrheit des christlichen Glaubens ganz durchdrungen. Anfänglich suchte er zwar diese innere Umwandlung noch möglichst zu verbergen; indessen konnte der Ernst und der große Fleiß, womit er nun jedesmal dem Religionsunterricht beiwohnte, den Missionären nicht entgehen. Endlich brach er sein Schweigen und erklärte dem Obern der Mission, daß er entschlossen sei, ein Christ zu werden und verlangte die hl. Taufe. Der Missionär wünschte ihm zwar Glück zu seinem Entschluß, belehrte ihn aber, daß er sich noch einige Zeit durch fleißigen Besuch des Unterrichts und durch eifriges Gebet auf diese große Gnade vorbereiten müsse. Auch machte er ihn aufmerksam, daß er dann durch die hl. Taufe zur gewissenhaften Beobachtung des ganzen christlichen Sittengesetzes verpflichtet werde und also z. B. auch dem christlichen Ehegesetz unterworfen sei. Der junge Mann antwortete, er habe dieß Alles schon wohl überlegt, sei aber mit Gottes Gnade zu Allem bereit. Um ihn auf Alles gefaßt zu machen, ermangelte der Missionär nicht, ihm auch zu sagen, daß ihm in diesem Lande möglicherweise um des christlichen Glaubens willen auch Haß und Verfolgung und

sogar der Martertod bevorstehen könnte. Aber auch das schreckte den braven Neubefehrten nicht ab. „Die Feinde“, sagte er, „können nur meinen Leib tödten; meine Seele aber will ich retten.“ Nach fast zweimonatlicher Prüfung wurde ihm endlich das ersehnte Glück zu Theil, die hl. Taufe und die erste hl. Kommunion empfangen zu können. Sein Beispiel und sein musterhafter Wandel hat ohne Zweifel der weitem Ausbreitung des Christenthums in dieser Gegend wirksam vorgearbeitet. — So führt Gottes Vorsehung oft auch unter den verkommenen Heiden einzelne Seelen wunderbar auf den Weg des Heiles.

Freilich braucht es auch von Seite der Missionäre gewiß viel Geduld und Ausdauer. Oft müssen sie, wie Einer derselben schreibt, selber Wilde werden, um die Wilden zu Christen zu machen; das heißt, sie müssen das Leben der Wilden, ihre Sitten und Gebräuche, sofern nichts Sündhaftes dabei ist, mitmachen; mit ihnen oft Sommer und Winter herumziehen, mit ihnen auf die Jagd gehen und zum Fischfang, weil sie sonst keine Gelegenheit hätten, sie im christlichen Glauben zu unterrichten. Aber für ihre Mühen und Sorgen finden sie dann oft einen schönen Ersatz in dem guten Willen und in der Einfalt dieser armen Leute. — Vor ein paar Jahren kam eines Tages unter andern wilden Indianern von Amerika auch ein 84-jähriges Mütterlein zu einem Missionär aus dem Orden der unbefleckten Jungfrau Maria und verlangte die hl. Taufe. Der Missionär nahm die gute Alte liebevoll auf und gab sich viele Mühe, sie im christlichen Glauben zu unterrichten. Aber der „Kaniſi“ wollte dem steinalten Christenlehrkind auch beim besten Willen nicht mehr in den Kopf hinein. Mit Geläufigkeit konnte sie Einem den ganzen Tag von Gespenstergeschichten und von der Hasen- und Bärenjagd erzählen, wie gedruckt; aber die leichtesten Antworten aus dem Religionsunterricht und die kürzesten christlichen Gebete konnte sie nicht behalten. Es ist übrigens nicht selten auch bei andern Leuten so, die noch viele Duzend Jahre leben können, bis sie so alt sind, wie diese Indianerin. Da kann Euch manch' ein Bublein weiß wie schön sagen, wie viele Mühe sie daheim haben und wie jede heißt und wenn es ein ganzes Semten ist. Aber wenn Ihr fraget, wie viel Sakramente es gibt und wie sie heißen, da steht ihm der Verstand still. Und manches Mädchen, wenn's am Sonntag aus der Kirche kommt, weiß Euch prächtig zu erzählen, was

für Zotteln und Fransen und allerhand Zierliſang des Nachbarns Tochter heut' am neuen Kleid gehabt und was für Busch und Sträucher auf dem Kopf, Alles exakt nach Farben und Formen; aber wenn die Mutter fragt (es fragen aber nicht Alle), von was der Prediger gepredigt hat, da bleibt es stumm wie ein Fisch im Wasser. Doch lehren wir jetzt zu unserm alten Mütterlein zurück. — Als der Missionär der Alten bei ihrer Unwissenheit in der Religion die Taufe immer verschoben, fiel sie vor ihm auf die Knie und bat ihn mit Thränen, er solle sich ihrer doch erbarmen und sie nicht auch nach dem Tode noch dem Elend preisgeben, da sie ja schon im Leben so viel gelitten habe. Sie zeigte einen so lebendigen Glauben und ein solches Verlangen nach der hl. Taufe, daß er ihr endlich doch versprach, nach so und so viel Zeit wolle er dann ihre Bitte gewähren. Von da an stand sie täglich schon lange vor der Zeit vor der Hütte des Missionärs, um ja die hl. Messe nicht zu verspäten; und die Andacht, mit der sie dann derselben beiwohnte, war so groß, daß sich manche wohl unterrichtete Christen an ihr hätten ein Beispiel nehmen können. Nur war dem Missionär aufgefallen, daß sie während der hl. Messe immer einen ledernen Sack in den Händen hatte; er hatte Verdacht, sie möchte etwa, wie's bei den Indianern nichts Seltenes ist, allerhand Kräuter zu abergläubischem Gebrauch darin haben. Er wollte auf Gewißheit kommen und sie mußte ihm auspacken. Und was war nun darin? Ein schönes Bildchen der Mutter Gottes, das er ihr gegeben hatte und darauf ein schönes Gebet. Und als sie dieses Bildchen dem Missionär vorwies, bemerkte sie ihm, sie wisse in ihrer Unwissenheit bei der hl. Messe dem lieben Gott auch gar nichts zu sagen, darum nehme sie allemal dieses Bildchen mit sich und bete dann zu Gott ungefähr folgendermaßen: „Mein Gott, ich bin so dumm, wie das Vieh; aber Du kennst all' die guten und schönen Dinge, die auf diesem Bilde geschrieben sind; und all' diese guten und schönen Dinge sage ich jetzt zu Dir und bitte Dich, nimm sie doch gnädig an.“ So lautete das Gebet des alten Mütterleins. Jetzt zauderte der Missionär nicht mehr länger und ertheilte der guten Alten nach paar Tagen die hl. Taufe. Ueberglücklich reiste sie nun ganz allein in einem Schifflein von Baumrinde wieder heim, um vielleicht bald ihre letzte Reise — in den Himmel anzutreten.

VIII.

Was mit Geduld und Ausdauer und Gottes Segen oft ein Einziger vermag, das zeigt unter Anderm folgendes Beispiel: Weit drinnen in Amerika liegt im sogenannten stillen Meer eine kleine Insel, sie heißt die Osterinsel und ist von einem wilden, heidnischen, dunkelfarbigen Völkchen bewohnt. In der ersten Hälfte der 60er Jahre vernahmen die Missionäre der Gesellschaft der H. H. Herzen in der am stillen Meer gelegenen Republik Chili (wo einst auch Papst Pius IX. als junger Priester Missionär war), daß die Osterinsel kein ungünstiges Feld für eine katholische Mission wäre. Es machten sich also zwei Patres und der Bruder Eugen reisefertig, um dahin zu gehen. Auf der Fahrt besuchten sie ihre Ordensbrüder auf der Insel Tahiti, von denen sie aber zurückgehalten wurden, theils weil man ihre Aushilfe sehr nöthig hatte, theils weil man vernommen, daß auf der Osterinsel fast Alles an den Blattern ausgestorben sei. Als jedoch nach einiger Zeit ein französisches Schiff von da nach der Osterinsel abging, um vier befreite Sklaven in ihre Heimath zu bringen, bat Bruder Eugen, man möchte ihn mit diesen vier Insulanern dahin reisen lassen. Der Obere willigte ein mit der Weisung, er solle sich dort Land u. Leute ansehen und wenn er hoffe, daß daselbst ein günstiger Boden für Christenthum wäre, so möge er dort bleiben und mit Gelegenheit berichten, man würde dann einige Missionäre hinschicken; sonst aber solle er wieder zurückkehren. Nachdem Bruder Eugen das Nöthige für die Reise und einen allfällig längern Aufenthalt und unter Anderm auch das erforderliche Holzwerk für eine kleine Hütte auf das Schiff verladen, segelte er ab und langte nach 24tägiger Fahrt bei der Osterinsel an. Der Kapitän schickte den Steuermann mit einer kleinen Schaluppe an's Land, um sich zu erkundigen, wo man schidlich landen könne. Derselbe brachte nicht sehr rosenfarbige Berichte über die Bevölkerung der Insel zurück. Er sagte, nicht um 1000 Thaler möchte er sich auf die Insel wagen; denn die Leute da sehen schrecklich aus, „verführen“ ein wildes Geschrei und drohen mit ihren Lanzen. Nun gar tröstlich lautete das nicht für unsern guten Bruder Eugen. Aber im Vertrauen auf Gott verlangte er doch, daß man ihn mit den vier Insulanern an's Land bringe, was auch geschah.

Wie Bruder Eugen selbst berichtet, war nun

seine Lage nicht gerade sehr „heimelig“. Denn kaum hatte er das Land bestiegen, lief Alles, was nicht blatternkrank war, zusammen, Männer, Weiber und Kinder; bald sah er sich von mehr als 1000 Wilden umringt, die Männer mit Lanzen bewaffnet, deren Spitzen scharfe Steine waren. Und so ganz Unrecht hatte der Steuermann nicht gehabt, als er sagte die Leute sehen schrecklich aus. Denn diese Wilden sind groß und stark und häßlich, daß häßlicher nichts nützte. Und was die Natur an Häßlichkeit noch gespart, das ersetzen sie noch überflüssig mit ihrer „Kunst“; das heißt, sie haben das Gesicht und den ganzen Leib mit allerlei Farben angestrichen und gräßlich zerkratzt und zerschnitten, was sie eben für besonders schön halten. Das Uebrige leistet dann noch der Kopfsputz, aber merkwürdigerweise nicht beim Weibervolk, sondern bei den Männern. Die Einen setzen sich einen großen halben Kürbis auf das Haupt, oder, namentlich die Vornehmen, einen durchlöcherten Wassereimer von Baumrinde; Andere ziehen sich den Balg irgend eines viel farbigen Vogels über die Ohren oder setzen sich einen alten zerrissenen Stiefel auf den Kopf, wenn etwa das Meer einen an's Ufer schwemmt. Hingegen beim „schönen“ Geschlecht gelten recht lange Ohrlappen als die schönste Mode. Es werden daher den Mädchen schon in der Kindheit die Ohrläppchen durchbohrt und immer größere und größere Holzstücke hineingezwängt und mit Zupfen und Zerren nachgeholfen, bis endlich die Ohrlappen bis auf die Achseln herabhängen. Trotz ihres graufigen Aussehens haben aber doch diese Insulaner unserm Bruder Eugen nichts zu Leid gethan. Im Gegentheil waren sie ihm beim Auspacken seiner Hab und Waare sehr behilflich; Jeder wollte etwas in die Hütte tragen, aber fataler Weise nicht in die Hütte, wo der Bruder einstweilen Herberge genommen, sondern Jeder in die seinige; der Eine nahm ihm den Hut, der Andre schlüpfte in seinen Rock, der Dritte eignete sich etwas Anderes an, kurz Jeder, was er erwischen konnte; und sie hätten ihm wohl Alles genommen, wenn er nicht den guten Einfall gehabt hätte, all' seine Habseligkeiten dem Häuptling der Insel zu verehren. Derselbe war hocherfreut hierüber und so nobel, daß er dem Bruder das Nöthige überließ und auch für seinen Lebensunterhalt sorgte, indem er ihm täglich eine anständige Portion „gesottene Erdäpfel“ überschickte. Zuerst wohnte unser Bruder bei einem der vier

Infulaner, mit denen er hieher gekommen war. Inzwischen richtete er seine eigene Hütte auf und begann nun seine Missionsthätigkeit. Er fing nämlich an, eine Art Schule zu halten. An Schülern fehlte es ihm nicht; wenn er drei Mal des Tages mit einem Glöcklein das Zeichen gab, so kamen Männer und Weiber, Greise und Kinder und setzten sich vor seiner Hütte in's Gras und hörten ihm neugierig zu. Aber auch in der Zwischenzeit ließen sie ihm keine Ruhe. Alle Augenblicke klopfen einige Neugierige an seiner Thüre; öffnete er nicht gleich, so klopfen sie immer stärker und zuletzt an allen Wänden; ließ er sie auch jetzt noch warten, so setzten sie sich in einiger Entfernung nieder und fingen an, seine Hütte zuerst mit kleinern und dann mit immer größern Steinen zu bombardiren. Er mag wollen oder nicht, er muß halt heraus und sich mit ihnen abgeben. Man muß nämlich wissen, daß diese Infulaner rein nichts zu thun haben; ein oder zwei Tage Arbeit gibt ihnen Kartoffeln genug für's ganze Jahr und mehr brauchen sie nicht. Daher ist es für sie eine große Kurzweil, zum Bruder Eugen zu gehen und ihm zuzuschauen, wie er arbeitet und ihn anzuhören, wenn er sie etwas lehrt. Verleidet es ihnen, nun so gehen sie wieder weg und gleich kommen wieder Andere. Diesen Zulauf des Volkes benützte der Bruder, um sie in der christlichen Religion zu unterrichten. Er hatte einen Katechismus in ihrer Muttersprache; daraus las er ihnen vor und wiederholte mit ihnen die christlichen Wahrheiten und Gebete so oft, bis sie dieselben auswendig wußten. Er gab ihnen auch Anleitung zum Arbeiten und Unterricht im Lesen; und brachte es so weit, daß mehrere Knaben und Mädchen schon ordentlich lesen konnten, als er nach 9 Monaten die Insel verließ, um später mit einem Vater und einem Bruder zurückzukehren. Später folgten noch ein Vater und ein Bruder nach.

Der gute Bruder Eugen hatte den Missionären so gut vorgearbeitet, daß sie kaum zwei Jahre nach ihrer Ankunft die ganze Insel zum Christenthum bekehrt hatten. An einem einzigen Tag, am Tag vor Maria Himmelfahrt 1868 wurde ihnen der große Trost zu Theil, zirka 600 wohlunterrichtete Neubekehrte zu taufen. Auch das zeitliche Loos der armen Infulaner hatten sie schon um Vieles erleichtert. Sie hatten ihnen Anleitung gegeben und eigenhändig geholfen, bessere und gesündere Wohnungen herzustellen; auch bereits einen Anfang mit

Garten- und Ackerbau und Viehzucht gemacht; eine Art Spital eingerichtet, ebenso zwei Waisenhäuser, das eine für Knaben, das andere für Mädchen und mit derselben eine Schule verbunden. Inzwischen hatte unser gute Bruder Eugen zu kränkeln angefangen; übermäßige Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, wie auch die mühevollen Pflege der Kranken hatten endlich seine Kräfte erschöpft. Gerade am freudigen Tag, an dem jene 600 Infulaner getauft wurden, legte er sich auf sein Sterbelager. Als man in der Kapelle mit der Spendung der hl. Taufe zu Ende war, sagte er seelenvergnügt: „Gott sei Dank! Jetzt sind meine Wünsche erfüllt; nun kann ich im Frieden sterben!“ Schon in der folgenden Nacht mußte man ihn mit den hl. Sterbesakramenten versehen und nach wenigen Tagen nahm Gott seinen frommen Diener zu sich. Bei seinem einfachen Leichenbegängniß trauerte die ganze Insel.

An diesem einfachen Bruder und seinen Mitbrüdern hat man ungefähr ein Bild, wie es die Missionäre anstellen, um in den Heidenländern das Christenthum einzuführen und auszubreiten. Gewöhnlich fangen sie mit der Schule, also bei der Jugend an; aber freilich mit einer ganz christlichen Schule. Mit einer Schule, wie sie jetzt von den Feinden der hl. Kirche planirt wird, nämlich mit einer Schule ohne Gott und ohne Christenthum, würde man in den Heidenländern, wie man grobdeutsch zu sagen pflegt, keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken, geschweige denn die Leute zu gesitteten Menschen und rechtschaffenen Christen heranzubilden. Probiert es nur und schidet den Vater des projektirten eidgenössischen Schulgesetzes auf irgend eine ferne Insel des Weltmeeres oder sonst wo, je weiter, je lieber zu einem wilden Negerstamme als Missionär; er ist ja ein alter Pastor und hat Christum den Gekreuzigten, mit dem er jetzt aus allen Schulen heraus möchte, auch schon gepredigt; für Schifflohn und für's nöthige Reisegeld soll ihm hinlänglich gesorgt werden. Und da mag er „unschenirt“ nach seinen Ideen verfahren; es wird sich dann zeigen, ob er auch nur so viel zuwegebringt, als ein einfacher Klosterbruder zu Stande gebracht hat. Gottlob! übrigens, daß er und seinesgleichen in den Heidenländern nichts zu regieren haben. Da sind denn doch selbst die Wilden gar oft viel vernünftiger; sie erschrecken nicht, wenn die Missionäre eine christliche Schule gründen und hiefür Ordens- und Lehrschwestern anstellen. So hat z. B. in

diesen letzten Jahren der ausgezeichnete Missionsbischof Martin Marty, ein geborner Schwyzler und Kapitular vom Kloster Einsiedeln in seinem ausgedehnten Bisthum bei den wilden Indianern Amerika's, ohne auf Widerstand zu stoßen und mit bestem Erfolg solche Ordensschulen eingerichtet. Und es freut mich, hier sagen zu können, daß auch einige Schwestern aus unserm Kloster Nickenbach bei diesen Wilden als Lehrerinnen wirken. Gott segne ihre Mühe und Opfer! —

IX.

Nun bin ich mit den Lesern des Kalenders ein wenig in dem großen Garten der katholischen Missionen herumspaziert und bin mit ihnen fast in alle Welttheile gekommen. Nur aus Australien habe ich noch nichts erzählt, als daß dort einmal Einer seine Frau todtgeschlagen habe; und das ist ja eigentlich nichts Neues; das kommt ja auch im gebildeten Europa vor. Und doch könnte ich, wenn der Drucker noch Platz hat, in diesem fernen Welttheil den Leuten noch etwas gar Schönes zeigen, was besonders dem Bauernvolk gefiele, nämlich einen ungeheuren großen Hof mit prächtigen Matten und Weiden, mit einem hübschen Senneten, auch einer großen Zahl Pferde und Schafe und mit allen möglichen Bauten, welche zu einer großen Land-Oekonomie erforderlich sind. Auf diesem Hof sind täglich wohl 300 Personen beschäftigt, die Einen beim Pflug, die Andern im Stall; die Einen beim Dreschen, die Andern in der Mühle; wiederum Viele in den verschiedenen Werkstätten, in der Schmiede und Weberei, am Schneidertisch und auf dem Schuhmacherstuhl, an der Hobelbank und in der Sennhütte; und in der Küche wird wohl auch Jemand sein, denn auch in Australien kann man nicht von der Luft allein leben. Das Weibervolk gibt sich mit Spinnen und Stricken und Nähen ab und mit Waschen und Putzen. Viele Arbeiter sind Familienväter und da hat Jeder sein besonderes Häuschen; doch kommen sie wie zur Arbeit, so auch zum Essen, gemeinschaftlich zusammen und was sie sonst etwa zu Hause nothwendig haben, wird ihnen getreulich verabreicht. Haben sie schon etwas größere Kinder, so ist auf dem Hof selber eine eigene Schule da, in welcher gegenwärtig über 50 Kinder im Schreiben, Lesen und Rechnen, in der biblischen Geschichte und Gesang unterrichtet werden; am Abend ist noch etwas Schule für Größere. Werden

die Leute krank, nun so fehlt ihnen weder Spital, noch Apotheke und sie werden auf's Beste verpflegt. Selbst eine kleine Sparkasse ist vorhanden und da kann sich Mancher etwas auf die Seite legen, daß er später ein Stüddlein Land mit ein paar Geißen und Schafen und wenn's ihm gut geht, auch ein Kühdlein kaufen kann. Und diese Leute müssen recht willig und fromm sein; denn man sieht sie alle Morgen und Abend zu einem gemeinschaftlichen Gebet und an Sonn- und Festtagen zu einem feierlichen Gottesdienst versammelt; denn auf diesem Hof ist auch eine eigene, schöne Kirche. Nebstdem ist auch für die nöthige Erholung gesorgt; da wird gesungen und musizirt, daß Einem das Herz im Leibe lacht; die liebe Jugend macht ihre lustigen Spiele; die Männer gehen hie und da auf die Jagd; von Zeit zu Zeit wird auch einmal getanzt; doch da tanzt nur das Mannenvolk allein; das „fromme Geschlecht“ hält es in diesen Gegenden selbst bei den Wilden unter seiner Würde, mit Männern herumzugumpen. — Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß auf diesem Hof täglich auch viele Arme vor der Thüre stehen, um ein Almosen zu empfangen. Ob auch fechtende deutsche Handwerksburschen dabei sind, darüber schweigt die Geschichte; möglich ist's schier nicht, aber wahrscheinlich ist es schon.

Was ich nun da von diesem großen Hof gesagt habe, ist nicht gar so absonderlich merkwürdig; denn ähnliche Höfe gibt es auch anderswo. Aber das Merkwürdige bei dieser wohlbebauten australischen Landschaft ist das, daß sie vor wenigen Jahren noch eine Wildniß war und diese Hunderte von braven, christlichen Arbeitsleuten vor nicht so vielen Jahren noch als rohe Menschenfresser wie wilde Thiere in den Wäldern lebten und von Religion und Arbeit, von Zucht und Sitte nichts wußten. — Und wer hat denn eine solche wunderbare Umwandlung zuwegegebracht? Das Verdienst davon gehört nebst Gottes Segen zwei spanischen Benedictinern, P. Salvado und P. Serra, welche um die Mitte der Bierzigerjahre mit einem Layenbruder und einem weltlichen Gehilfen als Missionäre nach West-Australien gesendet worden. In Mitte einer Wildniß bauten sie sich aus Baumästen eine Hütte, allerdings keine köstliche, denn in einem Tag war sie fix und fertig. Ihr schöner Psalmgesang und ihre Arbeit, aber noch mehr ihre Menschenfreundlichkeit zog allmählig einzelne Wilde an; und da die

Missionäre denselben etwa kleine Geschenke machten und sich das Brod um eigenen Mund ersparten, um es ihnen zu geben, so wurden diese armen Wilden schon etwas zutraulicher und waren ihnen so gut sie konnten, behilflich beim Ausreuten der Gesträuche, beim Baumfällen und dergleichen Arbeiten. Nach und nach kamen noch Mehrere, so daß die guten Missionäre allmählig eine bedeutend große Haushaltung zu speisen und zu kleiden hatten und ihre Vorrathskammer bald einmal ganz erschöpft war. Ihre Noth war manchmal so groß, daß sie trotz dem Widerstreben der Natur, um den Hunger zu stillen, wie die Wilden mit Regenwürmern und Eidechsen vorlieb nehmen mußten. Bisweilen konnten sie wohl auch auf der Jagd etwas Besseres erhaschen; aber diese Gegend ist sehr arm an Wildpret; zudem ist daselbst die Jagd für Fremde mit großen Gefahren verbunden, weil sie sich in diesen unermesslichen Wäldern und Gebüsch gar leicht verirren und keinen Ausweg mehr finden, so daß sie dann Hungers sterben müssen, wenn sie nicht vorher von den Wilden aufgefressen werden. — Eines Tages kam unser gute P. Salvado in anderer Weise am Saum eines Waldes in eine ziemlich ungemüthliche Lage. Er bemerkte auf den Bäumen eine unzählige Schaar Papageien und dachte, solches Geflügel gäbe ihm und den Mitbrüdern auch wieder einmal eine rechte Mahlzeit. Da er kein Gewehr hatte, so warf er seinen eisenbeschlagenen Stock unter die Vögel und wirklich fielen Zwei derselben todt zur Erde. Jetzt aber fiel ein ungeheurer Schwarm der erbosten Papageien wüthend über den Pater her, so daß er mit seinem Stock auf Leib und Leben sich wehren und endlich die Flucht ergreifen mußte.

Wozu ein eifriger Missionär in seinen Nöthen und zu Gunsten seiner Pflegempfohlenen sich oft versteht, mag nachfolgendes Beispiel zeigen. Als unsere Missionäre sich wieder einmal in drückender Noth befanden und für sich und die armen Wilden nichts mehr hatten, machte sich P. Salvado auf den Weg nach einer von den Engländern erbauten Stadt, um seinen Bischof, der dort wohnte und andere Leute um Hilfe anzusprechen. Nach mehreren unendlich beschwerlichen Tagreisen langte er dort an; aber der gute Bischof und die wenigen Katholiken daselbst konnten ihm bei ihrer eigenen Dürftigkeit nur sehr wenig helfen. Was nun thun? Seine Mission wollte er nicht im Stich lassen und den

Gedanken nicht aufgeben, die armen Heiden der Wildniß zu gesitteten Menschen und Christen zu machen. Aber mit leeren Händen konnte er nichts anfangen. Doch die Liebe ist erfinderisch; P. Salvado war ein ausgezeichnete Klavierspieler; er entlehnte also ein Klavier und veranstaltete eine musikalische Abendunterhaltung und ließ sie in der meistens von Protestanten und auch Juden bewohnten Stadt bekannt machen. Sein Aussehen war übrigens nach seiner eigenen Beschreibung ganz wie das eines verlotterten, fahrenden Musikanten. Seine seit Monaten in der Wildniß getragene Kutte war zerfetzt und reichte ihm kaum bis zu den Knieen; die Zehen schauten ihm zu den zerrissenen Schuhen heraus; seine geflickten Strümpfe hatten alle Farben, mit seinem struppigen Haar und Bart und seinem sonnenverbrannten Gesicht glich er fast gar seinen „schokoladen“-farbigen Wilden. Aber item, die Leute ohne Unterschied der Religion kamen wunderswegen in's Konzert und der zerlumpfte Musiker machte seine Sache so famos, daß er rauschenden Beifall erntete und was für ihn die Hauptsache war, eine ganz ergibige Einnahme machte. Hocherfreut kehrte er nun in seine Wildniß zurück mit einem von zwei Ochsen gezogenen Wagen, schwer beladen mit Lebensmitteln, Kleiderstoffen, Sämereien, Ackergeräthschaften u. s. w. Und, was den Wilden nicht wenig Freude machte, auch einige Ziegen mit ihren Jungen, einen Korb voll Hühner, einen Hund und eine Kacke brachte er heim. Jetzt konnten sie's mit der Bauersame angehen lassen. Und da ihnen die englische Regierung noch ein großes Stück unbebautes Land sammt Weid und Wald überließ, so konnten sie allmählig auch einige Kühe und Schafe anschaffen, so daß die armselig angefangene Niederlassung von Jahr zu Jahr größern Aufschwung nahm. Die Missionäre hatten nun für die Wilden Arbeit und Beschäftigung und inzwischen auch ihre Sprache erlernt. Sie konnten nun auch mit dem Unterricht in der Religion beginnen; und da neue Mitbrüder aus Spanien nachrückten und unter ihnen auch viele Layenbrüder von verschiedenen Handwerken, so konnten sie nun ihre Missionsthätigkeit nach allen Richtungen entfalten und die Wilden, wie im Christenthum, so auch in allen Arbeiten gesitteter Völker unterweisen.

So ist im Lauf der Jahre aus einer öden Wildniß jener große Hof entstanden, von dem im Anfang dieses Kapitels die Rede war; und aus

der elenden Hütte von Baumstäben ein großes Kloster mit mehr als 70 Mönchen unter ihrem ersten, würdigen Abt P. Salvado; und endlich aus den wilden Menschenfressern ein christlich-gecittetes Völklein.

Gott segne die katholischen Missionen allüberall auf dem ganzen Erdenrund! —

Stans, an St. Moysi-Tag 1882.

A. Niederberger,
Pfarrer.



Die Waldbrüder in Nidwalden.

I.

Einleitende Bemerkungen.

Wer zählt die Stätten, wo vom Weltgewühle
Zuflucht gefunden manches müde Herz?
Wie stieg aus ihrem friedlichen Asyl
Der Andacht Opferflamme himmelwärts!

Friedrich Ded.

Die Idee des Ordenswesens oder die Neigung zur Flucht von der Welt in ein einsames, enthaltames Wesen ist so alt wie das Christenthum. Ja, der Hang nach einem abgeschiedenen Leben ist so alt, wie die Menschenwelt. Schon seit drei Jahrtausenden führen die heidnischen Satire in Indien ein Leben voll Abtötungen, die an Wahnsinn grenzen. Ähnliches erzählt man von den Derwischen bei den Persern und Türken, die bis zum Eckelhaften einem ärmlichen Leben ergeben sind.

Deutlichere Spuren der Berufung zu einem Leben der Weltentsagung erblicken wir bei dem außermählten Volke des alten Bundes. Wir erinnern nur an Samuel, Elias und an den Herold des neuen Bundes, — an Johannes den Täufer.

Die ersten Christen führten dann ein Leben der vollkommensten Liebe zu Gott und ihren Mitmenschen, also ein Leben, wie man es nach unsern gegenwärtigen Begriffen in den Klöstern suchen will. Viele frommen Christen verließen buchstäblich nach den Worten des Heilandes Alles, was sie hatten, flüchteten in die Einsamkeit, legten sich auf strenges Fasten, betrachtendes Gebet und Verrichtung von Handarbeit. Zur Zeit der Christenverfolgungen wurden unzählbare Anhänger der Religion Jesu in das Schweigen der Wüste versprengt.

Es entstanden nun die großen Schaa ren der Asketen, Eremiten, Anachoreten, Mönche und Cönobiten und mit ihnen die Klöster, Zellen und Lauren.

Schon im 13. Jahrhundert stoßen wir auf sichere Spuren der Ansiedlung von Waldbrüdern in unserm Lande Nidwalden. Manche reizend gelegene Anhöhe, entfernt von andern Menschenwohnungen, wurde der Aufenthalt eines einsamen Dieners Gottes, z. B. St. Jost am Ennetbürgen, wahrscheinlich St. Joder auf Altsellen, die Kell in Wolfenschießen, das Flüeli in Wiesenberg u. s. w. Nicht selten mag ein Waldbruder, der den Inwohnern unbekannt, weil fremd, wie anderswo verdächtig oder als Spion vorgekommen und deshalb verfolgt worden sein. Herzog Albrecht aber von Oesterreich nimmt alle geistlichen Leute, sie seien Priester, Brüder oder Schwestern, die in Wäldern oder Einöden, im Thurgau, Aargau, oder in den Aemtern zu Kyburg und Rotenburg wohnen, im Jahre 1354 in seinen besondern Schutz und Schirm; er befiehlt seinen Bögten, daß sie deren „Hüslin Vnd alles das si habent“ schirmen.

Herzog Rudolf IV. gestattet, auch im Namen seiner Brüder Friedrich, Albrecht und Eupolt und auf Bitte ihrer geliebten Base Königin Agnes, daß die Klausner und Klausnerinnen im Aargau, Thurgau, Elßaß und Surtgau, auf dem Todtbede ungehindert ihr fahrendes Gut verschenken mögen, wann und wohin sie immer wollen. Dabei sollen selbe aber gedenken jeden Tag mit 5 Pater und 5 Ave aller der habzburgisch-österreichischen Familienglieder. Diese herzogliche Gunst und Verordnung galt auch den Eremiten in Nidwalden.

2.

Aufnahme der Waldbrüder in Nidwalden.

A.

Fremde Waldbrüder waren den gleichen Gesetzen in Bezug der Aufnahme unterworfen, wie andere Einwanderer. Die Erlaubniß dazu gaben anfänglich die Gemeinden, wo diese wohnen wollten, mußte aber vom Landrathe und später von der gesetzgebenden Behörde, der hohen Nachgemeinde, bestätigt werden. Selbst Landleute mußten nicht nur beim Bischofe, sondern auch bei der Landesregierung die Erlaubniß zum Eremitenstande einholen.